

**Annemarie Schweighofer-Brauer, Dezember 2015**

*Zitationsvorschlag: Schweighofer-Brauer, Annemarie (2015): Mann\_, Frau\_, Trans\_, Inter\_. Eine geschlechtergeschichtliche Perspektive, URL: [www.fbi.or.at](http://www.fbi.or.at); letzter Zugriff (Datum)*

## **Mann\_, Frau\_, Trans\_, Inter\_ Eine geschlechtergeschichtliche Perspektive**

In der geschlechterpädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen wird die Gewohnheit, Menschen in zwei Geschlechter einzuteilen und diese in enge Stereotypengrenzen zu pferchen, zunehmend in Frage gestellt. Das geschieht etwa durch Jugendliche, die zugewiesene Zuordnungen verweigern; oder in geschlechterpädagogischen Fortbildungen, in denen Teilnehmende in der Selbstverständlichkeit, von den gewohnten zwei Geschlechtern auszugehen, irritiert werden.

Dieser Aufsatz will für die gesellschaftspolitische und persönliche Reflexion dieses Themas bzw. für die kognitive Bearbeitung der Verunsicherung, die die befürchtete „Auflösung der Geschlechter“ auslöst, Grundlagen und Anregungen liefern. Diese stammen aus der Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung mit Fokus auf die historische Forschung. Es werden aber nicht nur Ergebnisse aus der Forschung und Theoriebildung dargelegt, sondern es wird versucht, diese Forschung selbst historisch zu kontextualisieren.

## INHALT

<b>Vorweg zugegeben ...</b>	<b>4</b>
<b>„Frankreichs Rechte ruft zu Schulboykott auf“ – die Infragestellung der Zweigeschlechtlichkeit kommt in den Gesellschaften an und stößt auf Zustimmung und Protest“</b>	<b>5</b>
<b>Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit und Heteronorm und die „Somatisierung des Herrschaftsverhältnisses“</b>	<b>9</b>
<b>Geschichtsschreibung – Geschichtskonstruktion</b>	<b>9</b>
<b>Geschichts-Wissenschaft</b>	<b>10</b>
Geschichtsschreibung als literarische und wissenschaftliche Tätigkeit	10
Geschichtswissenschaftlerinnen	12
<b>Protestbewegungen und demokratisierende Geschichtsschreibungen</b>	<b>12</b>
<b>Frauen- und Geschlechtergeschichte als kritische Reflexionsperspektiven in einem historischen Prozess</b>	<b>14</b>
Frauen in der Geschichte und Geschichte aus feministischer Perspektive	15
Feministische Geschichtsschreibung – feministische Anthropologie und die Auseinandersetzung mit universalistischem Denken	17
Matriarchatsforschung – Matriachale Geschichte	21
Von sex and gender zu den Gender Studies	24
Differenz unter Frauen wahrnehmen – universalisierende Zuschreibungen kritisieren – sex (biologisches Geschlecht) als universelle Wahrheit hinterfragen	25
... und schließlich die Queer-Denker_innen ...	33
<b>Geschlechtergeschichtliche Erkenntnisse zur Konstruktion von „Weiblichkeit“, „Männlichkeit“ und stereotypentsprechenden Geschlechterbeziehungen</b>	<b>34</b>
Geschlechterkonstruktion, geschlechtliche Sozialisation, Habitus und Machtverhältnisse	36
Soldatische Männlichkeit und Erziehung des männlichen bürgerlichen Typus	38
Ein-Geschlechtmodell – Zwei-Geschlechtmodell	44
Hegemoniale Männlichkeit – bürgerliche Männlichkeitskonstruktion	47
<b>Geschlechterkonstruktion und Naturbeherrschung</b>	<b>56</b>
Logos	57
Patriarchat	59
Naturbeherrschung	62
Psychotische Psychen	65
Bewältigung von Todesangst	73
<b>Multiversum der Geschlechter und des Begehrens</b>	<b>78</b>
<b>Begrifflichkeit für Geschlechtervielfalt</b>	<b>80</b>

<b>Frauen, die sich „männlich“ sozialisieren und die männlich leben</b>	<b>82</b>
Frauen arbeiten wie Männer	82
Frauen leben als Männer und verbergen ihre ursprüngliche Identität	83
Geschworene Jungfrauen am südlichen Balkan	84
<b>Homosexuelle und transgender Lebensweisen von Männern und Frauen</b>	<b>85</b>
Two Spirits bei Native Americans	85
Muxe´s und Marimachas in Juchitán	86
Lady Boys in Thailand	87
Travestis in Brasilien	87
<b>Noch ein paar Worte zum Schluss ...</b>	<b>88</b>
<b>Verwendete Literatur</b>	<b>91</b>

## Vorweg zugegeben ...

Ach je, inzwischen hab ich diesen viel zu lang geratenen Aufsatz so ungefähr fertig geschrieben. Dann lese ich den Titel: Passt der überhaupt noch auf das, was da raus gekommen ist (aus mir)? Schon und auch wieder nicht so ganz. Weil sich im Lauf des Schreibens und dafür Herumlesens in Büchern, die mich along the way während der letzten Jahrzehnte inspiriert haben, eine These eingeschlichen oder vielleicht eher herausgeschlichen hat. Eine These, deren Ausführung ich zunächst nicht (bewusst) im Sinn hatte.

Also, was ich bewusst wollte, steht hier oberhalb, in dem Kasten: Grundlagen und Anregungen liefern (für Menschen, die mit Jugendlichen arbeiten), um die Verunsicherung kognitiv zu bearbeiten, die sich möglicherweise aus einer befürchteten „Auflösung der Geschlechter“ ergibt. Sprich: Denkfutter liefern – wer hat´s erfunden, woher kommt diese (Auflösungs)Debatte, wie kommt es überhaupt dazu? Wie schlängelt sie sich im Kontext feministischer Wissenschaft und der Geschlechterforschung (Fokus: historische) durch diese letzten Jahrzehnte und woraus speist sie sich? Wer schreibt da was dazu?

Ist natürlich eine Konstruktion, die ich da zusammen schraube. Oder (ist mir geschlechterstereotyp von der Metaphorik her jetzt näher): ein Flechtwerk, das ich da ineinander webe. Aber so ergibt das Ganze halt Sinn für mich.

So und jetzt zur These, die sich dann herauskristallisiert hat, die mich natürlich schon lange beschäftigt, aber die ich hier jetzt anfangs gar nicht so im Sinn hatte. Diese These habe ich nicht erfunden, die kann bei verschiedenen Autor\_innen in verschiedene Worte, Theorien und Empirien gekleidet nachgelesen werden. Und hier kommen meine Worte: Menschliche Wesen (überhaupt alle lebenden Wesen) sind „organismische Ganzheiten“ und, wie die großartige Erfinderin der Themenzentrierten Interaktion Ruth Cohn es ausdrückte, autonom und interdependent. Also ein Ganzes, aber auch verbunden und offen. Die Ganzheiten enden in „Grenzen“, an den Grenzen geschieht Kontakt und geschieht Veränderung und geschieht Bedrohung. Wenn diese Wesen (also wir) nun in ihrer Ganzheit wesentlich verletzt werden, wenn sie Invasionen erleiden, die es verunmöglichen, sich als ursprüngliche Ganzheit zu erleben, Invasionen, die uns fragmentieren, dann sterben wir oder wir suchen psychisch-körperliche und gesellschaftliche Lösungen, um damit klar zu kommen. Bewältigungsstrategien. Existenzsicherungsstrategien. Wenn nun solche Invasionen (durch Naturkatastrophen, menschengemachte Katastrophen, gewalttätige oder grob manipulative Behandlung von Kindern etc.) in überwältigender Weise, wiederholt, über Generationen passieren, kann es sein, dass solche Lösungen/Strategien sich psychisch-individuell und psychisch-gesellschaftlich institutionalisieren; dass sie dann als selbstverständlich, natürlich und nicht anders möglich erscheinen; dass sie ein Eigenleben entfalten, sich verselbständigen. Dass sie uns leben.

Eine Lösung/Strategie zum Überleben von überwältigenden Invasionen in organismische Ganzheiten ist offensichtlich: abspalten. „Das gehört nicht zu mir.“ „Das bin ich nicht“. Also das, was in mir mit dem, was „ich nicht bin“, korrespondiert, zu unterdrücken, vernichten (wollen; geht ja nicht wirklich), projizieren, es anderen zuzuschieben, an Anderen zu vernichten, Andere/s zu unterwerfen, zu domestizieren. Das Abspalten an anderen zu vollziehen. Schließlich das Andere als Unterworfenen dafür einzusetzen, um die Spirale der Vernichtung des Anderen in mir immer weiter zu treiben.

Aus derartigen Strategien ergeben sich die geschliffeneren und die primitiveren Angriffe auf Gendertheorie, Genderismus und auf Fremde, Ausländer\_innen, (angeblich) Anderseiende aller Art. Feministische und überhaupt kritisch-wissenschaftliche Bemühungen arbeiten sich

daran ab, dichotomisierte und spaltende Weltbilder zu begreifen und zu dekonstruieren. Aber auch Menschen, die sich dem verschreiben, Dichotomien, Spaltungen zu begreifen, erliegen denselbigen. Also ich! Ich erliege dem auch. Ich kenne das. Mich quälen auch meiner gegenwärtigen Situation unangemessene Ängste. Ich fühle mich bedroht oder einfach nur verunsichert (wovon auch immer) und spalte ab, insbesondere mich von meiner Gegenwartigkeit.

Auf eine historische Erläuterung dieser These anhand entsprechender Literatur läuft das Folgende unter anderem also quasi zu, um das vorweg transparent zu machen.

### **„Frankreichs Rechte ruft zu Schulboykott auf‘ – die Infragestellung der Zweigeschlechtlichkeit kommt in den Gesellschaften an und stößt auf Zustimmung und Protest“**

Am 30.1.2014 erschien ein Artikel mit obigem Titel in der Rheinischen Post (eine der viel gelesenen Tageszeitungen in Deutschland).

Worum ging es? *„Hunderte französische Familien haben ihre Kinder zu Hause behalten. Sie folgten einem Aufruf Rechtsextremer und ultrakonservativer Christ\_innen. Diese hatten verbreitet, dass an den Schulen ‚Gender-Theorie‘ auf dem Lehrplan steht.“*

Die Kritiker\_innen der „Gender-Theorie“ befürchteten, die Schule lehre die Kinder, dass sie nicht als Mädchen oder Jungen geboren würden, sondern das Geschlecht wählen könnten. Diese Proteste wandten sich gegen ein Experiment, das seit September 2013 an 600 Grundschulklassen durchgeführt wurde. „Das ABCD der Gleichheit“ heißt ein Programm, das sich gegen Frau-Mann-Stereotype wendet und vom Kleinkindalter an gegen geschlechtsspezifische Diskriminierung vorgeht. Mädchen soll deutlich werden, dass sie zum Beispiel auch Feuerwehrfrau oder Jungs, dass sie auch Krankenpfleger werden können. Die Kritiker\_innen beklagten, es werde die „Gender-Theorie“ aus den USA verbreitet. Die Rheinische Post formulierte: *„Danach wird das Geschlecht von Jungen und Mädchen vor allem kulturell und nicht biologisch festgelegt.“* Der zuständige französische Minister wandte sich gegen diese Kritik: Es würden Lügen verbreitet und es ginge um die Werte der Republik und um Respekt zwischen Frauen und Männern. Eine heftige Auseinandersetzung um Werte wurde in Frankreich ausgefochten – zu der Zeit, als auch um die Eheschließung homosexueller Leute, um Sexualkundeunterricht und ähnliches gestritten wurde. Eine ähnliche Auseinandersetzung entbrannte gleichzeitig im deutschen Bundesland Baden-Württemberg, wo an Schulen über sexuelle Vielfalt und unterschiedliche Zusammenlebensformen gesprochen werden sollte. Eine Online-Petition gegen die Festschreibung der „Akzeptanz sexueller Vielfalt“ im staatlichen Bildungsplan unterschrieben Eltern, Schüler\_innen und Lehrer\_innen in großer Zahl.

Das damals publizierte Positionspapier der im Herbst/Winter 2014 (und immer noch) in Dresden allwöchentlich den öffentlichen Raum okkupierenden Protestbewegung Pegida (Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlands) führte als Punkt 17 auf: *„PEGIDA ist GEGEN dieses wahnwitzige ‚Gender Mainstreaming‘, auch oft ‚Genderisierung‘ genannt, die nahezu schon zwanghafte, politisch korrekte Geschlechtsneutralisierung unserer Sprache!“* (das Positionspapier befindet sich derzeit nicht mehr unter der damaligen URL, ist aber wiedergegeben auf der Wikipedia Website zu Pegida unter der Überschrift „Forderungen“:

[https://de.wikipedia.org/wiki/Patriotische\\_Europ%C3%A4er\\_gegen\\_die\\_Islamisierung\\_des](https://de.wikipedia.org/wiki/Patriotische_Europ%C3%A4er_gegen_die_Islamisierung_des)

[Abendlandes](#); letzter Zugriff 5.11.2015). Diese Aussage springt an dieser Stelle unverhofft unter all den Positionierungssätzen hervor, in denen es um Zuwanderung, Asyl und das christliche Abendland geht. Die Ausarbeiter\_innen des Positionspapiers, das, ansonsten relativ moderat formuliert, als Versuch gedeutet wurde, sich gegen rechtsextreme Vereinnahmung abzugrenzen, empfanden demnach die „Genderisierung“ als bedrohlich, als einen mit Pegida-Werten nicht zu vereinbarenden Vorgang (und schmissen Gender-Mainstreaming, „Genderisierung“ sowie Geschlechtsneutralisierung in augenfälliger Unkenntnis der Materien in einen Topf).

Das alles legt nahe: Das Thema „Gender“ kommt im kollektiven Bewusstsein der westlichen Gesellschaften an, avantgardistische Unterrichtsplaner\_innen lassen es in Curricula einfließen und Proteststürme erheben sich dagegen.

Menschen, die wissen, wie Geschlechterverhältnisse sind oder sein sollen, finden ihr bevorzugtes Feindbild nunmehr weniger in den „Emanzen“ (ausgenommen die Aktivistinnen von Femen und Alice Schwarzer als anscheinend verkörperten Inbegriffen des alten und neuen Feminismus) als vielmehr im „Genderismus“.

In Österreich brodelte seit Jahren eine Debatte um geschlechtergerechte Sprache und Schrift, die in ihren Spitzenzeiten quer durch sämtliche Massenmedien und gesellschaftlichen Gruppen polemisch und lautstark geführt wird. Die Textänderung der Bundeshymne war Gemüter erregend, wie die vom Bildungsministerium verteidigte Verwendung geschlechtergerechter Sprache in Schulbüchern. 2014 fokussierte sich die Debatte auf die Ö-Norm A 1080 „Richtlinien für die Textgestaltung“, die sich in der Begutachtungsphase befand. Darin wurde zugunsten der „Verständlichkeit“ eine eingeschlechtliche – nämlich männliche – Formulierung von Texten vorgeschlagen. Die Binnen-I-Schreibung könne nicht empfohlen und auch auf feminisierte Titelbezeichnungen solle verzichtet werden. Aus den Tiefen des so genannten Hausverständes wurde argumentiert, man solle sich lieber um handfeste Probleme kümmern, wie etwa gleichen Lohn für gleiche Arbeit, als um derartige Sinnlosigkeiten wie eine geschlechtergerechte Sprache. (Randbemerkung: Den derart Argumentierenden war nicht klar, dass dieselben Feministinnen, die sich für geschlechtergerechte Sprache einsetzen, auch seit Jahrzehnten für Handfestigkeiten wie Entlohnungsgerechtigkeit kämpfen).

Unterdessen haben sich in Deutschland die politisch Verantwortlichen von der protestierenden Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt darauf verständigt, von Seiten deutschen Rechts künftig drei Geschlechter gelten zu lassen: „weiblich“, „männlich“ und „unbestimmt“. (In Australien haben intersexuelle Menschen bereits seit 2011 die Möglichkeit, im Pass neben "männlich", "weiblich" auch "anderes" anzukreuzen.)

Projekte werden – von der selbigen Öffentlichkeit ebenfalls relativ unbehelligt – ins Leben gerufen, wie zum Beispiel von der Landesregierung in Nordrhein-Westfalen das Projekt „SchLAu – Schwul Lesbisch Bi Tran\* Aufklärung“, das LSBTTIQ-Lebensstile (lesbisch, schwul, bisexuell, transsexuell, transgender, intersexuell und queer) fördert.

In Deutschland leben geschätzt 100.000 intersexuelle Menschen. Das heißt, diese Menschen kommen nicht als eindeutig männlich oder weiblich zur Welt. Die Mutter eines intersexuellen Kindes betonte 2011 vor dem deutschen Ethikrat:

*„Die Geburt meines Kindes hat alles infrage gestellt, was ich bis dahin über Geschlechtsidentität wusste. Heute weiß ich, dass ich kein Denkschema für Intersexualität hatte und habe. ... Ich konnte und kann ein Sein in dieser Welt ohne die Kategorie männlich-weiblich überhaupt nicht fassen. Jetzt, wo ich es kenne, schaue ich mein Kind an und kann zur gleichen Zeit einen kleinen Jungen und ein kleines*

*Mädchen sehen.*“ ([http://www.deutschlandfunk.de/maennlich-weiblich-anders.1148.de.html?dram:article\\_id=211349](http://www.deutschlandfunk.de/maennlich-weiblich-anders.1148.de.html?dram:article_id=211349); letzter Zugriff 22.10.2015)

Die deutschen Gesetzgebenden sind dabei, eine solche Möglichkeit juristisch einzuführen: Der Geburtsregistereintrag auf Basis eines Gesetzes vom Mai 2013 bietet drei Datenfelder für Geschlecht: „M“, „F“ und „X“. Intersexuelle Menschen können später in ihrem Leben ihre eigene Entscheidung treffen oder lebenslang ohne Zuordnung bleiben.

Neben und mit genitaler „Uneindeutigkeit“ existieren unzählige Varianten von leiblichen, psychischen, mentalen nicht in duale männlich – weiblich Schemata passende Menschlichkeiten. Empirisch dürfte das für den/die unvoreingenommene\_n Beobachter\_in (zum Beispiel von einem anderen Stern) unschwer festzustellen sein. Das bedeutet, die vereindeutigende Polarisierung ergibt sich durch Wahrnehmungsgewohnheiten, Denkkonzepte, Verhaltensmuster, Sozialisation, gesellschaftliche Repräsentation und institutionalisierte Zwänge.

Die Diskussionen um geschlechtergerechte Sprache und um die Anerkennung und die Infragestellung der Zweigeschlechtlichkeit werden in der öffentlichen Wahrnehmung gerne zusammen verhandelt und als zu weit gehender „Genderwahn“ lächerlich gemacht. So geschehen in der wöchentlich in der ARD ausgestrahlten Polit-Talkshow „Hart aber fair“ mit dem Moderator Frank Plasberg. „Nieder mit den Ampelmännchen“ hieß die Sendung vom 2. März 2015, in der süffisante Kommentare der Gender-Gegner\_innen die Lacher\_innen auf ihrer Seite hatten. Eine heftige Debatte entflammte Monate später im Sommer 2015, als diese Sendung „nach Protesten von Frauenverbänden“ aus der WDR-Mediathek entfernt wurde. Darauf folgte wiederum eine Protestwelle von Gegner\_innen der sogenannten „Gendertheorie“ mit dem Vorwurf, der WDR wäre vor der „Gender-Lobby“ in die Knie gegangen. Die Sendung kam wieder in die Mediathek zurück

(<http://www1.wdr.de/daserste/hartaberfair/videos/videoniedermitdenampelmaennchendeutschlandimgleichheitswahn102.html>; letzter Zugriff 22.10.2015).

In diesem Kontext zeigt sich ein polarisiertes Stereotypenpaar der „Gendertheorie“-Gegner\_innen: Die selbstbewusste Frau (und Mutter), die es nicht nötig hat, ihre Weiblichkeit zu verleugnen, weil sie in der Lage ist, Erfolg, Strebsamkeit, Mütterlichkeit etc. auf eine „weibliche“ Art zu integrieren, versus die politische Korrektheit verbissen durchsetzende Gendertheorie-Lobbyistin (eine aktuelle Version des verbiesterten Emanzen-Stereotyps?).

Die ganze Diskussion scheint sich im Kern um die Frage zu drehen, ob es so etwas wie eine wesentliche Weiblichkeit und Männlichkeit gibt. Von den „Gendertheorie“-Ablehner\_innen wird zumeist wohl zugestanden, dass Frauen in „männlichen“ Bereichen erfolgreich sein und Männer zugewandte, liebevolle Väter sein dürfen. Aber es müsse eine Grenze geben zwischen dieser aufgeklärten Männer-Frauenwelt und dem Genderwahn (bzw. der Genderideologie oder dem Genderismus).

Meine Antwort auf die Frage: Gibt es männlich, weiblich? Männlich, weiblich gibt es als Wahrnehmungsgewohnheiten, Denkkonzepte, Verhaltensmuster, Sozialisationsergebnisse, als sich inszenierende und inszenierte Ereignisse. Es gibt sie als Ergebnisse historischer Prozesse. Es gibt sie als Tendenzen menschlicher Leiblichkeit, die mit diesen Begriffen gelabelt werden. Aber es gibt sie nicht als ursprünglich emotionelle Dispositionen und als ursprünglich biologische Festlegungen, die Vorlieben, Verhaltensweisen, Fähigkeiten oder gar Lebensweisen determinieren.

*„Denn, um es nochmals in aller Deutlichkeit zu sagen: Niemand, der sich ernsthaft mit Geschlechterforschung oder Gleichstellungspolitik beschäftigt, geht davon aus, dass wir immaterielle Wesen sind, die sich gänzlich nach Gusto selbst konstruieren, oder dass es keine körperliche, biologische, materielle Grundlage für die Menschen, so wie sie sind, gibt. Selbst die ungern gelesene aber gerne ablehnend erwähnte Judith Butler nicht. Auch behauptet niemand, dass es keine Unterschiede gäbe. Gerne nachgedacht wird hingegen darüber, welcher Art die Unterschiede zwischen den Menschen sind und was aus ihnen folgt.*

*Wie kommt es also zu diesem breitenwirksamen Erfolg einer lautstarken Gruppe, die Gender falsch verstehen will und für den ersten Schritt in Richtung Untergang des Abendlandes hält?“ (Newmark 2015)*

Weiblich und männlich als essentielle Gegebenheiten in Frage zu stellen, löst bei vielen Menschen Empörung und Unverständnis aus. Was bedeutet es aber für die offenbar existierenden Menschen, die sich quer zur ihnen zugewiesenen Geschlechteridentität verhalten oder die leiblich („biologisch“) uneindeutig zur Welt kommen, wenn weiblich und männlich als essentielle Gegebenheiten postuliert werden? Dann gibt es diese Menschen nicht oder es gibt sie nur als etwas, was es nicht geben sollte?

Wenn sich anders zuordnende oder „uneindeutige“ Menschen nicht zu Monstrositäten gestempelt werden sollen, fallen mir zwei mögliche Perspektiven ein:

1. Es gibt neben männlich, weiblich noch weitere essentielle Geschlechter.
2. Männlich und weiblich sind keine essentiellen Gegebenheiten, sondern Tendenzen des leiblichen Seins, die nicht zwangsläufig oder essentiell („biologisch“) mit emotionalen, verhaltensmäßigen, kognitiven Tendenzen verknüpft sind.

Weitere Überlegungen knüpfen sich daran:

1. Wenn ich den Labels „männlich“ „weiblich“ irgendwelche weiteren Eigenschaften als grundlegende zuweise (z.B. weiblich = emotionaler = mitfühlender; männlich = durchsetzungsfähiger = aggressiver ...) erschwere ich den dementsprechend behandelten, sozialisierten Menschen in den Genuss der Kultivierung der für das jeweils andere Geschlecht vorgesehenen Eigenschaften zu kommen.
2. Aus der historischen und gesellschaftlichen Praxis lässt sich unschwer belegen, dass die Geschlechterpolarisierung (so wie verschiedenste weitere Polarisierungen) gesellschaftliche Hierarchien legitimierten/legitimieren (nicht nur solche zwischen Männern und Frauen, sondern auch solche zwischen Männern).
3. Wenn es so wichtig ist, dass Männer eindeutig Männer und Frauen eindeutig Frauen sind, wird es schwierig, all jene nicht zu diskriminieren, die sich nicht so zuordnen wollen oder können; weil sie die Gewissheit der Eindeutigkeit durch ihre bloße Existenz in Frage stellen.

Wie kommt es nun, dass sich heutzutage solche Themen und Fragen aufdrängen? Wie kommt es, dass vor mehr als 100 Jahren (Erste Frauenbewegung) und noch vor 40/50 Jahren (Zweite Frauenbewegung) offensichtlich werdende Überschreitungen von Geschlechterzuweisungen, Geschlechterverhaltenszuweisungen, Geschlechterverhältniszuweisungen in mitteleuropäischen Ländern teilweise gesetzlich geahndet, als Widernatürliches weggesperrt oder mit medizinischer Gewalt „kuriert“ wurden? Was hat sich verändert, sodass jetzt beispielsweise Jugendarbeiter\_innen relativ unaufgeregt berichten, dass in ihren Jugendzentren transgendernde Jugendliche zum Alltag gehören – zwar als Besonderes, aber nicht mehr als Unmoralisches, Degeneriertes, Sittenwidriges, Krankes?

## Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit und Heteronorm und die „Somatisierung des Herrschaftsverhältnisses“<sup>1</sup>

### Geschichtsschreibung – Geschichtskonstruktion

In diesem Essay verfolge ich nun Entstehungs- und Entwicklungslinien der feministischen Wissenschaft und Geschichtsschreibung, Frauen-, Männer- und Geschlechtergeschichte mit Fokus auf die oben dargelegten Fragen. Dieses „Verfolgen“ (bzw. Konstruieren) erfolgt anhand dessen, was mir begegnet ist, von mir wahrgenommen und verarbeitet wurde, anhand dessen was ich erinnere und wie ich es erinnere. Ich beschreibe **nicht DIE** Entstehungs- und Entwicklungslinien, sondern treffe eine mögliche Auswahl, nehme eine mögliche Perspektive ein, die sich während meiner Studier-, Forschungs-, Frauenbewegungs-, Frauenbewegungsbeziehungs-, Lese-, Arbeits- ... -lebenszeit zusammen gebräut hat. Eine ganze Reihe weiterer Wissenschaftler\_innen, als die im Aufsatz benannten, waren/sind in dem Diskurszusammenhang aktiv und äußern sich in den entsprechenden Forschungskontexten, produzieren maßgebliche Beiträge und bestimmen das gemeinsame Denken mit. Jedoch ist mein Horizont beschränkt und ebenso meine Möglichkeiten, unendlich viel Zeit mit weiteren Recherchen zu verbringen und allen sowie allem gerecht zu werden.

Geschlechterforschung, die Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als Konstruktionen untersucht, wird verstärkt seit den 1980/90er Jahren betrieben, ebenso wie Forschung, die Weiblichkeiten und Männlichkeiten ausdifferenziert und dadurch auf deren historische Veränderbarkeit verweist.

Kein\_e Wahr-Sager\_in verrät, wie oder was „Geschlecht“, „Mann“, „Frau“ essentiell ist (oder sein soll). Egal ob es so eine Essenz, so eine Natur nun gibt oder nicht, ist das, was wir davon kennen, historisch geformt und veränderbar. Männlichkeit und Weiblichkeit realisieren sich (realisieren wir) als verinnerlichte und verkörperte Wirklichkeiten – konkretisiert je nach Zeit und Ort, sozialer Schicht, sexueller Orientierung, Lebensalter, kulturellem Kontext und persönlicher Leiblichkeit. Wir bedienen unsere Männlichkeits-, Weiblichkeits- und Anderesverkörperungen aus dem historisch-gesellschaftlichen Multiversum verfügbarer Repräsentationsmuster. Wir sozialisieren uns, verinnerlichen, erschaffen im Sozialisationsprozess unsere verselbstverständlichte geschlechtliche Leiblichkeit. Im Folgenden geht es nicht darum, eventuell doch existierende Wesenskerne von Männlichkeit und Weiblichkeit zu entdecken, sondern nach zu verfolgen, wie „Wissen“ dazu konstruiert wurde.

Dabei wird sowohl danach gefragt, in welchen zeitgenössischen Kontexten Geschichts-, Sozial-, Kulturwissenschaftler\_innen die Entstehungsbedingungen dieses Wissens analysierten und wie sie dazu kamen, Weiblichkeit und Männlichkeit überhaupt als Konstruktionen zu behandeln; als auch danach, welche Erkenntnisse sie dabei erarbeiteten, welche Erkenntnisse sich aufeinander bezogen oder aufeinanderfolgend in Frage stellten. In erster Linie werden hier Historiker\_innen (Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte) einbezogen, aber auch andere wissenschaftliche Richtungen, die sich mit der Geschichtswissenschaft diesbezüglich transdisziplinär befruchteten.

---

<sup>1</sup> Den Begriff „Somatisierung des Herrschaftsverhältnisses“ verwendet Pierre Bourdieu in „Die männliche Herrschaft“ (2005, S. 99)

Die Geschichtswissenschaft – ebenso wie Wissenschaften überhaupt – findet, wie angedeutet, keine Wahrheiten heraus, sie nähert sich aber und produziert Wirklichkeiten (Wirksamkeiten) – also alle möglichen Wahrnehmungsweisen der Welt, die wirksam sein oder werden können. Wirksam sind sie, wenn an sie geglaubt wird; bzw. weil sie aus gesellschaftlich/historisch gewordenen psychisch/leiblichen Verfasstheiten entstehen. Die Fragen an die Geschichte und was aus den Quellen gelesen, in den archäologischen Funden gesehen wird (und was nicht!), hat auch mit der Forscher\_innenpersönlichkeit zu tun und damit, was in der Forschung gerade gedacht, debattiert wird; damit, was zeitgeistig bewusst und unbewusst „in der Luft liegt“. Manchmal greifen Forscher\_innen unterschwellige Regungen, Anbahnungen auf, die ebenfalls in der Luft liegen, aber nicht so leicht wahrgenommen werden. Zeichnen sich diese mit der Zeit deutlicher ab, dann können sogenannte Paradigmenwechsel erfolgen. Ein Paradigmenwechsel bedeutet, dass nach diesem Wechsel von neuen, anderen theoretischen Voraussetzungen ausgegangen wird, sich die Perspektiven und die Fragestellungen ändern.

Wissenschaft ist niemals neutral, sie ist auch nicht objektiv im Sinne von interessensfrei. Sie kann nur eine Art von Objektivität anstreben durch möglichst große Transparenz (bezüglich reflektierter Vorannahmen, Anliegen, Bedingungen) und Kontextualisierung (das inkludiert auch eine explizit gemachte Selbstreflexion des\_der Wissenschaftler\_in; vgl. Devereux 1992 – englisches Original 1967; Rosaldo 1993).

Wissenschaftliche Ergebnisse, Untersuchungen, Interpretationen bleiben nach ihrer Produktion oft einem Zirkel Eingeweihter vorbehalten, oder sie werden (in verkürzter Form) von Massenmedien aufgegriffen, gehypt und ständig wiederholt, sodass sie als „Wahrheiten“ erscheinen. Im Durchschnitt sind diese „Wahrheiten“ nicht unbedingt komplex, facettenreich und vielschichtig – sondern komplexitätsreduziert, leicht verdaulich, an Gewohntes anknüpfend und daher wenig verunsichernd.

## **Geschichts-Wissenschaft**

### **Geschichtsschreibung als literarische und wissenschaftliche Tätigkeit**

Die Geschichtswissenschaft – die Fassung des Vergangenen als wissenschaftlichen Gegenstand – formiert sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (vorher berichteten Chronisten von zumeist zeitgenössischen Ereignissen). Insbesondere im 19. Jahrhundert befließigten sich Wissenschaftler (Wissenschaftlerinnen\_ waren weniger daran beteiligt) darin, die Territorien ihrer Disziplinen abzustecken, während die universal gebildeten Gelehrten der vorhergehenden Jahrhunderte auf verschiedenen Gebieten dachten und publizierten. Die Naturwissenschaften befassten sich während ihrer disziplinären Abgrenzung mit exakten Messverfahren, mit Verfahren zur Distanzierung vom Untersuchungsgegenstand und zur Verallgemeinerung/Objektivierung von Ergebnissen (am liebsten auf dem Königsweg des Experiments). Psycho- und Sozialwissenschaften wie die experimentelle Psychologie, die Psychiatrie, die Pädagogik, die Soziologie bezogen theoretische Ausgangspunkte von den Naturwissenschaften (schon dadurch, dass deren Entwickler\_innen naturwissenschaftlich ausgebildet waren).

Die Geschichtswissenschaft ging, wie Hannelore Cyrus ausführt, in ihrer Disziplinwerdung im 19. Jahrhundert diesbezüglich einen eigenen Weg. Historiker diskutierten, inwieweit die Geschichtswissenschaft der Kunst oder der Wissenschaft zuzurechnen, inwieweit sie eine literarische Form sei. Man verfolgte weniger ein Ideal der Objektivität und Exaktheit, man

strebte zur literarischen Brillanz und Gelehrtheit. Im 20. Jahrhundert griffen Historiker\_innen dann doch die Normen naturwissenschaftlicher Wissensproduktion auf und unterwarfen ästhetische Freiheiten rationalen Kriterien und methodischer Reglementierung. *„Wer die Geschichte als eine Kunst begriff, schädigte nach dem sich durchsetzenden Wissenschaftsverständnis die Zunft. Auch in der Geschichte ging es um Erkenntnis, Wahrheiten, Gültigkeiten, um Typisierungen und Verallgemeinerungen. Geschichte schien wie die Natur Gesetzmäßigkeiten, Prozessen der Evolution zu unterliegen, denen mit Systematik beizukommen war.“* (Cyrus 1997, S. 19) Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wurde die Geschichtswissenschaft von exakt und verallgemeinernd arbeitenden Wissenschaften dafür angegriffen, dass sie Einzelfälle beschreibe, aus denen sich keine Theorien ergeben könnten. In den 1920er Jahren gründeten Marc Bloch und Lucien Febvre in Frankreich die national und international sehr einflussreiche Schule der Annales, die sich methodologisch an Wissenschaften wie die Soziologie oder die Geographie anlehnte, langfristige Wirkungen (*longue durée*) von Prozessen in Wirtschaft und Gesellschaft (Strukturgeschichte) untersuchte und dafür quantifizierbare Daten zugrunde legte. Ereignisgeschichte und Geschichte großer Persönlichkeiten waren damit in diesem Kontext obsolet. Beeinflusst von der Soziologie entwickelten Annales Historiker\_innen die Mentalitätsgeschichte (Mentalitäten als kollektive Dispositionen, die das Verhalten und Denken von Menschen einer Zeit, Kultur, gesellschaftlichen Schicht bestimmen). In den 1970er/80er Jahren rückten aber auch Vertreter\_innen dieser Schule wieder konkrete Persönlichkeiten, konkrete historische „Fälle“ in den Mittelpunkt des Interesses, wenn auch eingebettet in struktur-, gesellschaftshistorische Fragestellungen. In Deutschland/Österreich blieb die Ausrichtung auf politisch fokussierte Ereignisgeschichte vielfach dominant und geriet in einen anhaltenden Disput mit der vor allem auch seit den 1950er Jahren stärker betriebenen quantifizierenden Sozialgeschichte.

Historiker\_innen verleugneten ihre literarische Herkunft nie ganz. Seit den 1980er Jahren wurde die Geschichtsschreibung auf der Basis kritischer Forschung als literarische Gattung reanimiert, etwa durch Emmanuel Le Roy Laduries Studie (Annales-Schule) zur Alltagsgeschichte der letzten Katharer\_innen im mittelalterlichen Pyrenäendorf Montailou (Le Roy Ladurie 1980) oder von Natalie Zemon Davis (Davis 1986), die ihre frühneuzeitliche Sozial- und Kulturgeschichte anhand konkreter Personen, sogenannter einfacher Menschen, verlebendigte.

Seit den 1970er Jahren entstand eine auf biographischer Forschung basierende Alltagsgeschichte. Diese trat in einen fruchtbaren methodologischen und methodischen Dialog mit der Kulturanthropologie/Ethnologie. Einen Ausgangspunkt für dieses alltagsgeschichtliche Interesse bildete die Parteinahme für Menschen, gesellschaftliche Schichten, die bislang nicht Gegenstand und schon gar nicht Subjekt historischer Forschung waren (während die Ereignisgeschichte ausschließlich die historische Wirksamkeit „großer Persönlichkeiten“ würdigte und die Strukturgeschichte von der Wirkung konkreter Persönlichkeiten und Menschen abstrahierte) – parallel zu den gesellschaftlichen Protestbewegungen dieser Zeit, die ebenfalls marginalisierte, unterschichtete, beherrschte Menschen und Menschengruppen in den Mittelpunkt rückten.

Die biographisch ausgerichtete Geschichtsforschung verschuldet sich möglicherweise auch einer von ethnologischen Darstellungen und von Fallbeispiele bearbeitenden Annales-Vertreter\_innen wiederbelebten Freude am Erzählen, einer Lust an den konkreten Geschichten. Diese Geschichten werden jetzt allerdings nicht mehr als selbstgenügsame, hintereinander zu fügende Ereignisse dargestellt, sondern zur Illustration von Strukturen und

Mentalitäten; sie werden als Diskurse konkretisierende, exemplifizierende Fälle theoretisiert.

### **Geschichtswissenschaftlerinnen**

In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts war im angelsächsischen Raum (nicht nur dort) eine Frauenbewegung aktiv, die schriftliches Material in großer Menge produzierte, das als historische Quellengrundlage herangezogen werden hätte können.

In den 1880er Jahren professionalisierte sich die Geschichtswissenschaft in den USA, ihre Vertreter waren gleichzeitig nicht bereit, Frauengeschichte anzuerkennen. In derselben Zeit wird erstmals ein Interesse am Entstehen einer Frauengeschichte von Seiten frauenbewegter Frauen erkennbar, das über die Erstellung von Listen mit wichtigen Frauen und das Schreiben von Frauenbiographien hinaus ging (Lerner 1993, S. 119).

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden historische Arbeiten von Frauen, die meist außerhalb der Universität entstanden, marginalisiert. In den USA bestand aber seit 1934 eine Beruforganisation von Historikerinnen, die sich jährlich trafen, sich vernetzten und unterstützten. Die Forderung, Frauengeschichte als Disziplin anzuerkennen, wurde von nichtakademischen weiblichen Intellektuellen unterstützt (Lerner 1994, S. 119).

Seit den 1970er Jahren formierte sich die Frauengeschichtsforschung bzw. feministische Geschichtsforschung im Kontext der Neuen Frauenbewegung in den USA, in West-, Nord-, Mittel und in Südeuropa. Feministische Historikerinnen waren gleichzeitig Frauenbewegungsfrauen. Die Frauengeschichte radikalisierte den sozialgeschichtlichen Ansatz der Historisierung von sogenannten Naturtatsachen.

### **Protestbewegungen und demokratisierende Geschichtsschreibungen**

Die nationalsozialistischen Strategen\_ und Handlanger\_innen erzwangen bezüglich Geschichtswissenschaft in Österreich und Deutschland (wie in den anderen wissenschaftlichen Disziplinen) einen Exodus des kritischen Denkens und eine Installierung akademischer Willfährigkeit für die totalitäre Diktatur. Gabriela Eakin-Thimme erfasste in ihrem Buch „Geschichte im Exil. Deutschsprachige Historiker nach 1933“ 98 v.a. in die USA emigrierte deutschsprachige Geschichtswissenschaftler\_innen (Eakin-Thimme 2005), die in den USA sehr zur Etablierung einer „Modern European History“ beitrugen. Aus der Frauen- und Männerforschung bekannte Historiker\_innen wie Gerda Lerner (1920 in Wien geboren), George Lachmann Mosse (1918 in Berlin zur Welt gekommen), beide jüdischer Herkunft, flohen in jungen Jahren und begannen ihre wissenschaftlichen Karrieren erst in den USA. Karen Schönwälder untersuchte in ihrer Dissertation zur Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus, wie Geschichtswissenschaftler\_ die nationalsozialistische Geschichtskonstruktion legitimierten und untermauerten (Schönwälder 1992).

In den 1960er/70er Jahren wandten sich revolutionäre Bewegungen und Protestbewegungen in westlichen Ländern (z.B. Anti-Psychiatriebewegung, Antipädagogik/Reformpädagogik, Friedensbewegung, Umweltschutzbewegung, Frauenbewegung) gegen als zwanghaft, repressiv, ausbeuterisch erlebte gesellschaftliche Strukturen und politisch, ökonomisch dominante Gruppen. In demokratischen Ländern galten vielfach diskriminierende Regeln, Gesetze, Gewohnheiten, die frauenfeindliche und generell menschenfeindliche wissenschaftlich-repressive, christlich-repressive und faschistisch-repressive Gesellschaftsstrukturen fortsetzten.

Verschiedene Historiker\_innen griffen diesen emanzipatorischen Zeitgeist in ihrer Forschung auf. Sie erforschten bisher nur am Rande beachtete Gruppen in ihrer historischen Wirksamkeit.

Frauen benachteiligende Geschlechterverhältnisse waren durch Rechtsordnungen festgeschrieben, die bis in die 1970er Jahre Bestand hatten. Z. B. lautete in Deutschland der § 1356 BGB Absatz 1 von 1958 bis 1977 „[1] Die Frau führt den Haushalt in eigener Verantwortung. [2] Sie ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist.“. Bis 1997 konnte in Deutschland Vergewaltigung in der Ehe als Straftatbestand gegen den Widerstand von CDU und CSU nicht durchgesetzt werden. (Ich erinnere mich an Diskussionen beim Biertrinken nach dem gemeinsamen gemischtgeschlechtlichen Volleyballspiel Mitte der 1980er Jahre, in denen der Gedanke, eine Ehefrau könne vom Ehemann vergewaltigt werden, den anwesenden Ehemännern völlig abstrus erschien.)

Moralische Normen wie die „Sittsamkeit“ beherrschten nach wie vor die Beurteilung von Mädchen und Frauen. Viele Mädchen wurden in Erziehungsheime gezwungen, weil sie diese Norm aus der Sicht von Eltern, Lehrer\_innen, „Expert\_innen“ verletzten. Solch ein Experte konnte z.B. ein Psychiater sein, der der Unsittlichkeit verdächtige Kinder (laut Erzählung einer damals 9jährigen!) in vergitterten Räumen beobachtete und hinterher aus deren Verhalten und Äußerungen schloss, ob sie ins Heim mussten – wo sie dann jahrelang verblieben. In solchen Heimen waren sie Demütigungen, Zwang und Missbrauch ausgesetzt. Väter und Ehemänner hatten rechtliche Handhaben, um das Leben von Frauen zu dominieren und viele von ihnen waren es gewohnt, diese auch zu nutzen. Frauen wurden von Vätern, Brüdern, Ehemännern oder Stieföhnen verprügelt. Sexuell hatten sie zur Verfügung zu stehen – was sich zumindest in Tirol in den 1950er Jahren noch notfalls über den Dorfpfarrer von der sich widersetzenen Frau einfordern ließ. Väter (auch Mütter) hinderten bildungswillige Töchter an ihrer Entfaltung. Frauen waren wirtschaftlich benachteiligt – Bildung für Mädchen war schwerer zugänglich, berufliche Karrieren waren nur sehr beschränkt möglich (zumindest für Mädchen, die nicht aus Oberschichten stammten), Löhne/Gehälter niedriger, die Hierarchien in den Betrieben von Männern dominiert. Solche Diskriminierungstatbestände sind auch heute in westlichen Ländern noch vorhanden, wurden aber im Unterschied zu heute bis mindestens in die 1970er Jahre nicht als Skandal betrachtet, sondern weitgehend als gesellschaftliche Normalität akzeptiert. Die Frauenbewegung, die feministische Bewegung formierte sich in Gesellschaften mit repressiven Geschlechterverhältnissen. In diesem Kontext gedieh die feministische Wissenschaft und eben auch Geschichtswissenschaft zuerst: Sie begann ihre Wissensproduktion in der Auseinandersetzung mit ziemlich ungeschminkt Frauen benachteiligenden Verhältnissen und mit klar definierten Feinden bzw. Widersachern. Feministische Wissenschaftlerinnen engagierten sich in der Frauenbewegung, vertraten deren politische Anliegen und begannen in diesem Zusammenhang mit ihrer Wissensproduktion. Die Historikerinnen, die in den 1970er Jahren in Deutschland/Österreich bereits publizierten und universitäre Posten bekleideten, waren Kriegs- und Nachkriegskinder oder auch nach dem Zweiten Weltkrieg zurück gekehrte Emigrantinnen (wie Annette Kuhn) andere waren nach ihrer Flucht vor den Nazis in den USA geblieben (z.B. die bereits erwähnte Gerda Lerner, die erst mit 38 Jahren ihr Studium begann und als erste an der Columbia University mit einem frauengeschichtlichen Thema promovierte), hatten also superrepressive, faschistische Gesellschaften, Flucht und Krieg am eigenen Leib erfahren.

Als Sozialform, die eine Voraussetzung bildete, um der gemeinsamen Betroffenheit von Frauen durch patriarchale Repression auf die Spur zu kommen, diese benennbar zu machen und schließlich persönlich und politisch dagegen anzugehen, bildeten sich in den 1970er Jahren Frauengruppen – Frauen gingen in Austausch bezüglich ihrer Betroffenheit von patriarchaler Repression; Frauen kämpften gegen Anti-Abtreibungsparagrafen, sie gründeten Selbsthilfegruppen, in denen sie diskutierten und sich mit ihrer Situation befassten. Männerausschluss galt als unhintergebares Paradigma. Männer standen als Unterdrücker und potentielle Vergewaltiger in Generalverdacht. Geschlechtshomogene Frauengruppen konstituierten eine politisierte Sozialform – aus den Frauengruppen ging es auf die Straße und von dort in die Fraueninitiativen, -projekte (Frauenhäuser, Frauennotrufe, Frauenverlage, Mädchenzentren, Mütterzentren ...). Auch in politischen Parteien artikulierten sich Frauen frauenbewegt; zum Teil in Kooperation mit autonomen Frauenbewegungen, zum Teil mit anderen Analysen und Zielen.

Im Gefolge der Frauenbewegung, feministischen Bewegung, in der sich auch Historikerinnen engagierten, gedieh die Frauengeschichtsforschung bzw. feministische Geschichtsforschung: Es ging darum, Frauenerfahrung einzubringen – von dieser ausgehend zu fragen und zu erforschen, was Frauen wichtig finden, was Erfahrungen und Perspektiven von Frauen ausmacht und davon ausgehend die historische Gesamtperspektive zu verändern; weiters ging es darum, „Geschlechterverhältnisse“ als wesentlichen Forschungsgegenstand und als Querschnittsmaterie der Geschichtswissenschaft zu etablieren. Historikerinnen wollten die Bedeutung von Geschlechtergruppen in der Vergangenheit verstehen, wollten wissen, wie diese funktionierten, wie sie dazu geeignet waren, Gesellschaftsordnungen aufrecht zu erhalten.

Die US-amerikanische feministische Historikerin Natalie Zemon Davis – sie forschte auch in Europa – forderte, es solle zur zweiten Natur jeder\_s historisch Forschenden werden, Geschlechter- genauso wie Klassenverhältnisse bei welcher Fragestellung, welchem Spezialgebiet auch immer, mit zu berücksichtigen (Davis 1989, S. 127).

## **Frauen- und Geschlechtergeschichte als kritische Reflexionsperspektiven in einem historischen Prozess**

Wie oben bereits geschrieben, radikalisierte die Frauengeschichte den sozialgeschichtlichen Ansatz der Historisierung von sogenannten Naturtatsachen. Die Fähigkeit zur Historisierung musste allerdings mittels der kritischen Hinterfragung eigener Wahrnehmungs-, Fühl- und Denkgewohnheiten erst erarbeitet werden. Frauengeschichte seit den 1970er Jahren und zunächst auch Geschlechtergeschichte gingen zunächst tendenziell davon aus, dass es Männer und Frauen gibt und dass Männer in patriarchalen Verhältnissen Frauen unterdrücken, beherrschen und ausbeuten. Die häufig auch in linken Gruppen und Denkschulen sozialisierten Feministinnen begriffen Patriarchat und Kapitalismus als konstitutionelle Faktoren der Beherrschung und Ausbeutung von Frauen in der Neuzeit. Die Frage, ob das Patriarchat oder der Kapitalismus vorrangig zu bekämpfen sei, sorgte jedenfalls für Diskussionsstoff in der Frauenbewegung. Die radikalfeministische Richtung fokussierte sich mehr auf das Patriarchat, während linke Feministinnen mehr die kapitalistischen Verhältnisse aufs Korn nahmen.

Feministische Wissenschaftlerinnen arbeiteten sich daran ab, aus der Endlosschleife einer angenommenen universalen (also immer und überall bestehenden) Frauenunterdrückung herauszukommen: Denn wenn Frauenunterdrückung immer und überall existierte, wo

suchte Frau dann den Ausgang? Vereinfacht gesagt, ergab sich folgende Crux in dieser Denkschablone: Um sich gegen Unterdrückung und Ausbeutung zu wehren, brauchte es eine klar identifizierbare Gruppe der Unterdrücker (Männer) und eine klar identifizierbare Gruppe der Unterdrückten (Frauen). Aber diese eindeutige Opfer-Täter Zuschreibung zementierte die Entgegensetzung der bipolar gedachten Geschlechter.

### **Frauen in der Geschichte und Geschichte aus feministischer Perspektive**

Geschichtsschreibung befasste sich seit der Antike mit der Aufzeichnung von politischen Ereignissen, Kriegen, Lebensbeschreibungen und herrschenden Persönlichkeiten – letzteres konnten auch Frauen sein (als politische oder religiöse Vorbilder etwa). Beispiele von Männern und Frauen, die über bedeutende Frauen schrieben, gibt es aus dem Mittelalter und der Neuzeit und bis heute. Allerdings wurden Frauenaktivitäten hier nicht in ihrem historischen Kontext analysiert, Frauen wurden isoliert von Männern behandelt, Geschlechterrollen in den Gesellschaften und im historischen Prozess kamen als Gegenstand kritischer Reflexion kaum ins Blickfeld.

Die Frauengeschichtsforschung im Kontext der Neuen Frauenbewegung bemühte sich zunächst darum, Frauen überhaupt als historisch wirksam, als Geschichte machend zu begreifen – entgegen der Geschlechterideologie, die Oswald Spengler (1880 bis 1936) in sein berühmtes Zitat kleidete: „Der Mann macht Geschichte, das Weib ist Geschichte.“

In den ersten Anfängen forschten Historikerinnen in den traditionellen Quellen, mit traditionellen methodischen Mitteln und theoretischen Herangehensweisen zu herausragenden Frauengestalten. Die Ergebnisse – zu *Frauen in der Geschichte* - wurden der Geschichtsschreibung hinzugefügt, was auch als „kontributorische Geschichte“ bezeichnet wurde oder von Sandra Harding allgemein bezogen auf die feministische Wissenschaft als „feministischer Empirismus“. *„Dieser nimmt die Erfahrung als Ausgangspunkt für wissenschaftliches Erkennen, hat aber das methodologische Ideal der ‚objektiven‘ Beobachtung, mit deren Hilfe ‚reine Daten‘ gewonnen werden könnten, sexistische Wissenschaft wird als das Ergebnis von ‚schlechter‘ Wissenschaft gesehen.“* Methodologisch wurde also die herkömmliche Wissenschaft nicht in Frage gestellt. *„Wenn die bestehenden Normen der Methodologie brav befolgt würden, gäbe es keinen Sexismus in der Wissenschaft.“* (Harding 1994, S. 127).

Dann ging es darum, die Geschichtswissenschaft selbst, die historische Forschung, die Quellenkritik, die historischen Theorien aus feministischen Blickwinkeln und Bedürfnissen zu verändern. Damit begann die Arbeit an einer Geschichtsschreibung aus feministischer Perspektive, ebenfalls bereits in den 1970er Jahren, die sich bis in die Gegenwart erstreckt und laufend wissenschaftliche Perspektiveänderungen einbezieht. Gerda Lerner publizierte Anfang der 1990er Jahre dazu, wie Frauen aus der formalen, schriftlichen Wissensproduktion ausgeschlossen wurden, wie ihre Produkte negiert, vereinnahmt, verschwiegen und wie immer wieder begonnene Frauentraditionen unterbrochen wurden (Lerner 1993). Das Schrifttum historischer Frauenpersönlichkeiten – wie von Christine de Pizan (Schriftstellerin, 1364 bis 1429; bekanntestes Werk: „Das Buch von der Stadt der Frauen“) – wurde darauf hin untersucht, wie Frauen aus der Perspektive der Erfahrung des weiblichen Geschlechts ihre Lebenszusammenhänge interpretierten und produktive Beiträge (z.B. medizinische, spirituelle) zur Wissensproduktion ihrer Zeit lieferten (vgl. etwa für das Mittelalter Rivera Garretas 1994). Eine Leitfrage lautete: Haben Frauen eine eigene Erfahrung in der Geschichte? Frauen in der Geschichte sichtbar zu machen bedeutete, Männer in der Geschichte sichtbar zu machen und nicht länger als allgemeine Norm des Menschlichen

vorauszusetzen; es bedeutete offen zu legen, dass die bisherige Geschichtsschreibung „männlich“ (an den Erfahrungen und Sichtweisen von Männern orientiert) war. Diese Richtung wurde als „kompensatorisch“ oder von Sandra Harding als „feministische Standpunkt epistemologie“ benannt. *„Aus der Sicht der feministischen Standpunkt epistemologie sind Meinungen, Wissen und Erkenntnisse von vorneherein ‚gesellschaftlich verortet‘.“* (ebd. S. 135). In den 1990er Jahren als Harding das hier zitierte Buch veröffentlichte, war allerdings auch die Kritik an dieser Position klar formulierbar: Frauen werden in einer Opferrolle festgeschrieben, da ihr Sein als Unterdrückte sie zu besonderen Subjekten des Erkennens macht. Es besteht die Gefahr, dass Unterdrückte idealisiert und nicht reflektiert wird, dass Unterdrückung deformiert. Frauen sind durch gesellschaftliche Verhältnisse geprägt und denken und agieren auch sexistisch und rassistisch.

Ein Beispiel für so eine (universalgeschichtliche) Frauengeschichte, die Geschichte aus der Perspektive von Frauen als Opfer (die als Folge ihrer psychischen Unterwerfung aber dazu beitragen, das Patriarchat aufrechtzuerhalten) neu schrieb, war die Forschung von Gerda Lerner:

*„Das Besondere an der Unterwerfung der Frau ist, dass im Verlauf der historischen Entwicklung ihre Funktion der biologischen Fortpflanzung und damit ihre Sexualität widerrechtlich von den Männern oder von Kirche und Staat in Besitz genommen wurde. Einzigartig an den Frauen ist, dass sie in allen Perioden historischer Entwicklung nicht nur in ihrer Ausbildung benachteiligt wurden, sondern dass man ihnen systematisch und konsequent die Fähigkeit abstritt, benennen, definieren und abstrakt denken zu können. Gerade diese Deprivation hat die Psychologie der Frau am schwersten getroffen, indem sie die Frauen das Konzept ihrer eigenen Unterlegenheit akzeptieren und internalisieren ließ.“* (Lerner 1984, S. 405).

Als Weg aus der Unterdrückung postuliert dieses Geschichtsverständnis eine Bewusstseinsänderung über ein frauenzentriert Sein. Methodologische Grundlage ist die Suche nach einem Weg der Befreiung. Der Historikerin stellt sich dabei die Aufgabe, die Ursachen der – als universell angenommenen – Unterdrückung aufzuspüren und zwar für einen langen Zeitraum (das Patriarchat seit 2000 bis 4000 Jahren) und für zumindest viele, wenn nicht alle menschlichen Kulturen.

Gleichzeitig suchten marxistisch geschulte Historikerinnen nach Erklärungen für die Frauenunterdrückung im Zusammenwirken von Kapitalismus und Patriarchat – ihr Untersuchungsgebiet war somit zeitlich und räumlich eingegrenzt. Für Annette Kuhn (Kuhn, 1983, S. 29ff.) lag der Ausgangspunkt für kapitalistische Frauenunterdrückung in der Dissoziation (dem Auseinanderdriften) von Haus- und Erwerbsarbeit seit dem Hochmittelalter. Gegensatzbegriffspaare wie öffentlich – privat, Produktion – Reproduktion spielten bei der Beschreibung der entsprechenden hierarchischen Geschlechterverhältnisse eine zentrale Rolle. Die konstitutive Bedeutung der reproduktiven Hausarbeit für die kapitalistische Mehrwertbildung wurde dargelegt.

Karin Hausen erörterte die Entstehung der bürgerlichen Geschlechtscharaktere (in enger Anlehnung an das protestantische hausväterlich/hausmütterliche Geschlechterbeziehungsmodell seit der frühen Neuzeit) im 18. Jahrhundert (Hausen 1976). Joan Kelly Gadol hinterfragte die Gültigkeit der verbreiteten historischen Periodisierung für Frauen in Bezug auf die Renaissance (Kelly Gadol 1977).

Hier befinden wir uns nun im Bereich der Geschlechtergeschichte mit eigenen Fragestellungen und Konzepten, die sich insbesondere gegenüber einer kontributorischen Haltung zunehmend profilierte. Zum einen indem angenommen wurde, dass Gesellschaften existent waren/sind, die nicht auf Frauenunterdrückung basierten. Solche Gesellschaften wurden erforscht und beschrieben, um alternative Vorstellungen dazu zu erhalten, wie Geschlecht Gesellschaft strukturieren kann; zum anderen, indem in mikrohistorischen Fallbeispielen eine differenzierte Sicht auf Geschlechterbeziehungen in konkreten Kontexten produziert wurde.

### **Feministische Geschichtsschreibung – feministische Anthropologie und die Auseinandersetzung mit universalistischem Denken**

In den 1980er Jahren begann vielfach ein für beide Seiten gewinnbringenden Dialog zwischen feministischer Kulturanthropologie (bzw. Ethnologie) und feministischer Geschichtswissenschaft. Ethnologinnen profitierten von der historischen Perspektive, dass gegenwärtige Phänomene historisch entstanden, veränderbar und keine feststehenden Gebilde sind; Historikerinnen ließen sich kulturanthropologisch anregen, „andere“ Gesellschaften (gerade auch in der Geschichte) als nicht unbedingt aus der vertrauten Gegenwartsperspektive verstehbar anzunehmen. Der Unterschied zwischen der gegenwärtigen und einer historischen Gesellschaft kann groß sein und er kann ähnliche Reaktionen bei dem\_der Forschenden auslösen wie die Begegnung mit einer gegenwärtig fremden Gesellschaft: Abwehrmechanismen und Widerstände werden aktiviert; in der Forscher\_inpsyche vorhandene Muster zur Realitätsbewältigung können unzureichend sein, Ängste, Tabuisierungen, Verleugnungen können daraus entstehen. Genauso kann aber auch eine Projektion dessen, was die Forscherin sich für die Gegenwart erhofft und wünscht, in eine vergangene Gesellschaft geschehen.

Eine der wichtigsten methodologischen Forderungen war infolge dessen die Reflexion des eigenen Standpunktes der Forscherin\_, ihrer\_ Identitäten und Einbindungen (feministische Standpunktepistemologie). Eine Art von Objektivität ergab sich aus der Er/Klärung ihrer\_ Perspektiven. Objektivität wurde nicht mit einer nicht-Beeinflussung der Forschung durch die Forschende, sondern mit einer Standpunktklärung und einer fortgesetzten Selbst- und Kontextreflexion verbunden.

Die bipolaren (dichotomisierenden, polarisierenden, entgegensetzenden) Begriffspaare, die in der Frühzeit der Geschlechterforschung zur Interpretation von Geschlechterverhältnissen verwendet wurden, stehen in der Tradition bipolaren westlichen Denkens und Gestaltens: öffentlich – privat, Geist – Körper, Kultur – Natur, Erwerbsarbeit – Hausarbeit, männlich – weiblich. Die Begriffe, die die kritisierten Verhältnisse bezeichnen, wurden zur Kritik an diese Verhältnisse angelegt.

Feministische Wissenschaftlerinnen reflektierten die Crux, bipolar legitimierte Verhältnisse mit Hilfe bipolaren Denkens zu verändern. Es gestaltete sich schwierig, diese Matrix zu verlassen, weil Sprache und Denken darin strukturiert waren/sind.

Ein erster Denkschritt in Richtung Hinterfragung bipolarer Geschlechterkonstruktionen bestand in einer bereits durch die Erste Frauenbewegung (und vorher) initiierten veränderten Bewertung von männlich und weiblich in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung. Bürgerliche Frauenrechtlerinnen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts griffen die zugeschriebenen Geschlechtscharaktere auf: Frauen seien liebesfähiger, empathischer, hingebungsvoller und selbstloser im Vergleich zu den egoistischeren, gewalttätigeren, selbstbezogeneren Männern. Genau diese Eigenschaften müssten zum Wohle der

Gesellschaft in das politische und professionelle Leben eingebracht werden. Obwohl einige Frauenrechtlerinnen frauenpolitische Forderungen durchaus auch mit einer angenommenen Gleichheit der Geschlechter begründeten, blieb die bipolare (komplementäre) Geschlechtervorstellung die dominantere Perspektive.

Frauenbewegte Frauen vertraten das Paradigma, dass Frauen untereinander (ebenso wie Männer untereinander) über alle Zeiten und Kulturen hinweg Gemeinsamkeiten hätten; und dass Frauen über Zeiten und Kulturen hinweg von Männern dominiert würden.

Seit den 1970er Jahren wurde nun konsequenter ein spannender Erkenntnisweg beschritten, an folgendem Erkenntnisinteresse entlang: Wie geht es, Geschlecht nicht bipolar zu denken und vor allem zu bewerten? Wie geht es, Geschlecht nicht mit naturgegebenen Eigenschaften zu verknüpfen, mit korrespondierenden Zuweisungen von Tätigkeitsbereichen und Tätigkeiten (Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Liebestätigkeit, bezahlte Tätigkeit, Pflege und Reproduktion der Familienmitglieder, Krieg führen und kämpfen etc.), nicht mit angeborenen Fähigkeiten (Liebesfähigkeit, Empathiefähigkeit, Fähigkeit zur Durchsetzung, zur Konkurrenz und Hierarchiebildung) und mit geschlechtlich markierten Orten (privat, öffentlich, Haushalt, Fabrik etc.)?

Die (psychischen) Möglichkeiten von Menschen – auch Wissenschaftler\_innen – aus historisch gewordenen Strukturen, in denen sie sozialisiert sind, herauszudenken, sind begrenzt. Denkveränderung geschieht im variierenden Wiederholen des Vertrauten. Die Variationen ergeben allmählich eine Richtungsänderung.

Ein Herausspüren aus diesem Wiederholen des Gleichen in Varianten gelingt am ehesten Menschen mit guter Verbindung zu ihrem Unbewussten und ihrer kreativen Ader.

Stilbildende Kunstwerke macht aus, dass sie aufnehmen, was noch nicht greifbar in der Luft liegt und was anders ist als das Gewohnte, Geprägte. Dasselbe gilt für wissenschaftliche Entdeckungen, die Paradigmenwechsel einleiten.

Die feministische Wissenschaft hantelte sich also an vertrauten, vorgängigen Stereotypen entlang, um befreiungsrelevante theoretische Perspektiven zu generieren.

Die Gewohnheit, bipolar einzuteilen (Männer – Frauen, Wilde – Zivilisierte, Natur – Kultur, gut – böse ...) ist alt und weit verbreitet. Männlichkeit – Weiblichkeit bildeten eine Hauptbipolarität, eine Grundschaablone (parallelisiert mit anderen Entgegensetzungspaaren wie Kultur – Natur, Denken – Fühlen, Geist/Ewigkeit – Materie/Veränderlichkeit und Vergänglichkeit, Arier – Jude, Europäer – Wilde, Bürger – Bauer/Arbeiter). Die Entgegensetzung des weißen, europäischen, bürgerlichen oder adeligen Mittel- und Oberschichtmannes mit Männern unterer Gesellschaftsschichten, mit Menschen „fremder“ Kulturen/Rassen, mit Frauen, Kindern, Kranken, Schwachsinnigen, Juden etc. wurde in diesen hierarchisierenden Bipolaritäten (bzw. Dichotomien) begrifflich codiert.

Wie können Wissenschaftler\_innen, die in dieser Begrifflichkeit sozialisiert sind, anders denken, fühlen, wahrnehmen lernen? Das geschieht weniger aufgrund einer rationalen Entscheidung, sondern in einem umfassenden, persönlichen und gesellschaftlichen Prozess.

Ein Beispiel: Michelle Rosaldo, eine US-amerikanische feministische Ethnologin, vollzog einen solchen Denkweg, der sich in zwei Aufsätzen von 1974 und 1980 nachlesen lässt.

Michelle Rosaldo teilte sich eine Professor\_innenstelle mit ihrem Mann, dem Ethnologen Renato Rosaldo, sie hatten gemeinsame Kinder. Michelle Rosaldo kam sehr früh aufgrund eines Unfalls bei einer wissenschaftlichen Expedition 1981 ums Leben.

1974 erschien ein Sammelband feministischer Ethnologinnen „Women, Culture and Society“ (Rosaldo 1974), der bald zu einem Klassiker der feministischen Forschung wurde. Michelle Rosaldo schrieb darin „A Theoretical Overview“ und meinte, dass Frauen umso unterdrückter wären, je mehr sie von der Öffentlichkeit ausgeschlossen und separiert sind.

Sie weist zwar ein biologistisches Modell zur Erklärung von gesellschaftlicher Geschlechterhierarchisierung zurück, führt aber aus, dass Frauen, weil sie Kinder bekommen und sich um diese kümmern, universell (überall, immer) einen beschränkten Aktionsradius hätten und zu weniger kulturell legitimer Macht kämen; dass Mädchen identifikatorisch die Rolle der Mutter übernahmen und Buben sich lösen müssten, um außerhäuslich zu bestehen, sich erst beweisen müssten für ihren Status, während Frauen auch ohne spezifische Leistung zu ihrem Frauendasein kämen. Daraus entstünden die (universelle) weibliche (Eingehen auf andere etc.) – und die männliche (Durchsetzen gegen andere etc.) Psyche. Rosaldo legte 1974 die Folie bürgerlicher Geschlechterverhältnisstereotype seit der europäischen Aufklärung an ihre Forschungen an. In den folgenden Jahren begann sie, diese Logik zu dekonstruieren, die damals so einige Historikerinnen, Psychologinnen etc. in ihren feministisch wissenschaftlichen Überlegungen reproduzierten (Varianten auf das Grundmotiv: Geschlechterpolarisierung und -hierarchisierung in weißen, bürgerlichen Gesellschaften des Westens). Wie ließ sich aus dieser Logik herauskommen und nicht immer wieder in Zirkelschlüssen landen?

Als ich mich in den 1980er Jahren in der feministischen Bewegung an der Universität in Innsbruck engagierte, erhielt ich in dieser Hinsicht (und in vielen anderen) inhaltlich grundlegende Anregungen von der feministischen Kulturanthropologin Henriette Stevens. Wir kombinierten feministische Geschichte und Kulturanthropologie (Stevens 1991, Stevens/Schweighofer 1989). Sie regte mich zur Beschäftigung mit Kulturanthropologie an und eröffnete mir Perspektiven und Fragestellungen dafür. Sie eröffnete mir das Feld der Kritik am universalistischen Denken und Interpretieren.

In einem Oral History Projekt zur Erforschung der Geschichte von Arbeiter\_innen in Tirol, in gemeinsam lebensgeschichtlich forschten, wurde deutlich, dass das Stereotyp der nicht-erwerbstätigen Hausfrau mit Erzählungen der Interviewpartnerinnen (damals zwischen ca. 70 und 80 Jahre alt) nichts gemeinsam hatte. Frauen, die in den 1920er/30er Jahren in ihr Erwerbsleben eintraten, beschrieben, wie sie trotz widriger Umstände beständig (ungesicherten, sich aneinanderreihenden, parallel ausgeführten ...) Erwerbsarbeiten nachgingen, vor und während ihrer Ehen; dass sie gar nicht oder spät heirateten; dass sie ihre Kinder mithilfe von Nachbarinnen, Verwandten versorgten, bei Bauern ausstatteten oder in Betriebskindergärten unterbrachten. Bäuerinnen oder Frauen, die in gewerblichen Familienbetrieben arbeiteten, klassifizierten sich ebenso wenig als „Hausfrauen“ wie Arbeiterinnen.

Die Infragestellung der damals gängigen marxistisch-feministischen Prämisse, dass Frauen sich erst noch durch Erwerbsarbeit aus ihrer privatisierten Situation befreien müssten, sorgte für Zündstoff in unseren feministischen Diskussionen in Innsbruck.

In solchen und ähnlichen Denk-Zusammenhängen begann in den 1970er/80er Jahren die Dekonstruktion des westlich-weißen-bürgerlichen Denkmodells der Entgegensetzung von öffentlich/männlich – privat/weiblich, das über westlich-wissenschaftliche Interpretationshoheit überall hin auf der Welt übertragen, aufgezwungen wurde (aber auch handfest mittels Missionierung, internationalen Institutionen, wirtschaftlicher Kolonialisierung etc.). Frauen wurden nicht gefragt, wie sie selbst (ihre) Orte erleben und füllen. Feministische Ethnologinnen und Historikerinnen begannen nachzufragen. Die Historikerinnen orientierten sich davon weg, nach universellen Gemeinsamkeiten von Frauen in der Geschichte zu suchen. Sie begannen, Geschichte als Konstruktion ungleicher Verhältnisse etwa am Arbeitsmarkt zu erzählen und genau und individuell zu rekonstruieren. 1980 publizierte Michelle Rosaldo nun den Aufsatz „The Use and Abuse of Anthropology“ in der renommierten Fachzeitschrift *Signs* (Rosaldo 1980), in dem sie ausführte: In der

feministischen Forschung ginge es nicht so sehr darum, neue Daten zu suchen, um etwas Neues über Frauen herauszufinden, sondern darum, **neue Fragen zu finden, um die Geschichte nicht immer gleich zu konstruieren**. Was wir wissen, wäre bestimmt durch die Fragen, die wir stellen (ebd. S. 389). Sie meinte, Forscher des 19. Jahrhunderts hätten von ihrer Denkstruktur her immer nach den Ursprüngen von Verhältnissen gesucht, nach universellen Ursprüngen – vorzugsweise in „einfachen“ Kulturen (in Geschichte und Gegenwart). Feministische Denkerinnen traten zunächst in diese Fußstapfen und fragten: Was ist eine Frau? Dadurch wollten sie die vorausgesetzte gegenwärtige Unterordnung der Frauen ergründen. Sie fragten: War es immer so? Wann begann es? Der Glaube dahinter war: Der Ursprung liefere die Mittel zur Beseitigung eines Übels. Die Frauen in der Geschichte und in anderen Kulturen wurden dabei als „unbekleidetes“ Spiegelbild gegenwärtiger Frauen konstruiert, sie sollten Beweise weiblicher Stärke liefern, während ihre Schwächen in den Bereich biologischer Determiniertheit geschoben wurden, die durch technischen Fortschritt überwunden werden könnte. Rosaldo meinte, dass in allen bekannten Gesellschaften der Großteil von Einflussmöglichkeiten auf Männerseite liege, dass die Art, wie Männer dominierten, aber in verschiedenen Gesellschaften sehr unterschiedlich wäre, also keine universellen Momente beinhalte; ebenso ergäben sich die Einflussmöglichkeiten von Frauen in verschiedenen Gesellschaften auf unterschiedliche Weise. Es ginge darum, menschliche Gruppen in sozialen und politischen Begriffen zu verstehen, die etwas über ihre Beziehungen aussagen, nicht in biologischen Begriffen. Die Frage wäre Rosaldo folgend nicht: „Was taten frühere Frauen?“, sondern: „Welche Art von Bindungen und Erwartungen formten ihr Leben?“ Die Frage, was sie tun, würde dahin führen, sie als Mütter, als biologische Wesen zu sehen, nicht als Partnerinnen oder Konkurrentinnen von Männern in einem beständigen sozialen Prozess.

In den folgenden Jahren ging die feministische Forschung nun aber immer differenzierter davon aus, dass auch nicht als gegeben hinzunehmen ist, dass alle Gesellschaften von Männern dominiert waren oder sind. Die Matriarchatsforschung bezog sich auf historische frauendominierte oder egalitäre Gesellschaften sowie auf ethnologisch erforschte aus der näheren Geschichte.

Eine kapitalismus- und patriarchatskritische Position, die im Verlauf der 1980er Jahre ebenfalls in die Matriarchatsforschung ausmündete, formulierten Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre Maria Mies, Claudia von Werlhof und Veronika Bennholdt-Thomsen im sogenannten Bielefelder Ansatz (z.B. Bennholdt-Thomsen u.a. 1983; Mies 1982; Werlhof 1983; Werlhof 1985). Immanuel Wallerstein folgend belegten sie mit ihren soziologischen Forschungen in Indien, Mexiko und Venezuela, dass kapitalistische Mehrwertbildung nicht zu einer Verallgemeinerung der Lohnarbeit führt, sondern zu einer Vereinnahmung aller möglichen Produktions- und Lebensweisen. *„Als die bestimmende Kraft dieser Produktionsweise wird die Verwertung und Akkumulation (erweiterte Reproduktion) des Kapitals angesehen. Aufgrund dieses ‚absoluten Gesetzes‘ bilden sich je nach den historisch gegebenen materiellen Bedingungen die verschiedenartigsten Produktionsverhältnisse heraus, welche bei aller Verschiedenheit die Gemeinsamkeit besitzen, daß [sic] die jeweiligen unmittelbaren Produzenten allesamt unter das Kapital subsumiert sind (...)“* (Werlhof 1985, S. 23) Die unbezahlte Hausarbeit der Frauen ist ebenso konstitutiv für dieses Wirtschaftssystem wie die Akkumulation bäuerlicher Arbeit. Den Kapitalismus analysieren die Wissenschaftlerinnen des Bielefelder Ansatzes als lebenszerstörerischste Form des Patriarchats.

## Matriarchatsforschung – Matriarchale Geschichte

Seit Ende der 1970er Jahre erschien eine Reihe von Publikationen aus der Matriarchatsforschung, die sich als ein Gebiet feministischer Wissenschaft profilierte. Neben Mythenüberlieferungen und archäologischen Zeugnissen bezog sie sich auf aus der Geschichtsforschung und ethnologischen Forschung zugängliche, als matriarchal oder matrizenrisch bezeichnete Gesellschaften. Matriarchatsforscherinnen erforschen/erforschten Gesellschaften in denen, wie sie annahmen bzw. zu belegen versuchten, Frauen dominierten bzw. in denen Frauen wesentliche Autorität zukam. In der Matriarchatsforschung werden/wurden Frauen und Männer als zwei Geschlechtergruppen mit unterschiedlichen Funktionen im ökonomischen, sozialen und spirituellen Leben von Gesellschaften angenommen.

Heide Göttner-Abendroth postulierte, Forschern des 19. Jahrhunderts wie J. J. Bachofen, H. J. Morgan u.a. folgend, die matriachale als eine Kulturepoche, die zumindest große Teile Asiens, Afrikas und Europas umfasste, deren Ausdehnung in der Altsteinzeit beginnend und besonders in der Jungsteinzeit erfolgt sei (Göttner-Abendroth 1988, S. 39, 49; 2010, S. 26ff.). *„Matriarchate entstanden als Hackbaukulturen in Hinterindien und breiteten sich auf dem Wasserwege als Hack- und Ackerbaukulturen über die ganze Erde aus (...)“* (Göttner-Abendroth 1988, S. 84)

Matriarchatsforscherinnen gingen davon aus, dass die Erde bis ca. 2000 v.C. von blühenden Matriarchaten bevölkert war, von denen einige bis zum heutigen Tag überdauerten. Ab ca. 2000 v.C. sei die gewaltsame Zerstörung solcher Matriarchate im Mittelmeerraum fassbar. Zunächst, seit den 1970er Jahren, wurde v.a. die spirituelle Dimension matriarchaler Lebensweisen in den Mittelpunkt der Forschung gestellt, z.B. von Göttner-Abendroth in *„Die Göttin und ihr Heros“* oder *„Die tanzende Göttin“* (1980, 1982). Einflussreiche Vordenker\_innen zu diesem Aspekt waren etwa der britische Schriftsteller Robert von Ranke-Graves mit *„The white goddess“* von 1948 oder die unter dem Pseudonym Sir Galahad schreibende Wiener Schriftstellerin Bertha Eckstein-Diener, deren Werk *„Mütter und Amazonen. Ein Umriss weiblicher Reiche“* 1932 erschien. Anfang der 1990er Jahre erlebte die spiritualitäts- und mythenbasierte Matriarchatsforschung eine Hochblüte in der westlich-feministischen Welt, die sich etwa darin äußerte, dass die Regale universitärer Buchhandlungen in den USA mit entsprechender Literatur sehr gut ausgestattet waren – z.B. mit *„Sophia. Goddess of Wisdom. The Divine Feminine from Black Goddess to World-Soul“* von Caitlín Matthews von 1992 oder dem internationalen Bestseller *„Women who Run with the Wolves. Myths and Stories of the Wild Women Archetype“* von Clarissa Pinkola Estés, ebenfalls 1992 erschienen; oder im deutschsprachigen Raum von Vera Zigsem *„Der Himmel ist mein, die Erde ist mein. Göttinnen großer Kulturen im Wandel der Zeiten“*, 1995 erstmalig erschienen (2008 neu aufgelegt).

Auf die Erkundung von Spiritualität und Mythologie folgend wurden ab den 1980er Jahren die sozial- und kulturgeschichtlichen Dimensionen des Matriarchats erforscht, matriarchale Gesellschaftsstrukturen und Existenzsicherungsweisen beschrieben. Gleichzeitig beschäftigte die Frage die Wissenschaftler\_innen, wieso es von ziemlich egalitären Gesellschaftsformen ausgehend, die den Menschen ein erfülltes Leben ermöglichten, zu patriarchalen Herrschaftsformen kommen konnte.

Als Ursachen für die Patriarchalisierung wurden sowohl außer- als auch innerhalb dieser Gesellschaften liegende Dynamiken angeführt. Heide Göttner-Abendroth sah (sieht immer noch) den Ausgangspunkt dafür in einer Klimaverschlechterung in Zentralasien, die Wanderbewegungen verursachte. Die Wandernden patriarchalisierten sich unterwegs,

verwandelten sich in Kriegergesellschaften, überfielen und okkupierten Matriarchate, auf die sie trafen (diese These von Göttner-Abendroth habe ich von ihr Mitte der 1990er Jahre mündlich referiert gehört und noch nirgendwo abgedruckt gefunden.) Carola Meier-Seethaler, Philosophin, Psychologin, Psychoanalytikerin benennt in „Ursprünge und Befreiungen“ innergesellschaftliche Spannungen und Unzufriedenheiten der Männer, also psychologische Ursachen, als möglichen Ausgangspunkt der Patriarchalisierung (Meier-Seethaler 1992).

*„Der Mann empfand sich aber nicht nur als Außenseiter gegenüber einer weiblich geprägten Sozietät, sondern darüber hinaus als der Fremde in der Natur [der Fremde in der Natur kursiv gedruckt im Original; AS] und als der Außenseiter des Lebens [Außenseiter des Lebens kursiv gedruckt im Original; AS], an dessen Magie er nicht unmittelbar teilhatte. Aus diesem Unbehagen in der Natur [Unbehagen in der Natur kursiv gedruckt im Original; AS] (um Freuds Rede vom Unbehagen in der Natur abzuwandeln) erwächst die männliche Revolte gegen die Leiden des Lebens im endlos sich wiederholenden Zyklus von Geburt und Tod, und erwächst der männliche Widerstand gegen die ewig wiederkehrende, nie erfüllte Arbeit, wie sie im mythischen Bild des Sisyphos prototypisch erscheint.“ (Meier-Seethaler 1992, S. 253)*

Meier-Seethaler verwendet anstelle von „matriarchal“ den Begriff „matrizentrische“ Gesellschaften, da in Matriarchat der Begriff Herrschaft stecke, nämlich arché (allerdings bedeutet dieser aus dem Griechischen kommende Begriff zunächst Ursprung). In ihrer folgenden Publikation „Von der göttlichen Löwin zum Wahrzeichen männlicher Macht. Ursprung und Wandel großer Symbole“ bearbeitete sie die Patriarchalisierung ursprünglich matriarchaler Symbole (Muster, Tiere, Zeichen). Dabei griff sie auch auf den umfangreichen Fundus zurück, den die litauische, in die USA emigrierte Archäologin Marija Gimbutas aus ihrer Forschungstätigkeit hinterlassen hatte (z.B. Gimbutas 1982 – Erstausgabe 1974). Gimbutas leitete Ausgrabungsprojekte in Süd- und Südosteuropa. Sie verband archäologische mit linguistischen Erkenntnissen und entwickelte die These, dass eine frühe Domestizierung von Pferden im Bereich von Kaukasus, Ural, Wolga dort zu einer Patriarchalisierung zu Pferd kämpfender indoeuropäischer Gruppen geführt habe, die ab dem späten 5. Jahrtausend v.C. über Osteuropa kommend matriarchale Kulturen im späteren Europa usurpierten (Gimbutas 1994). Ihre These war und ist einflussreich, aber auch umstritten.

Die Historikerin Gerda Lerner ging der Frage der Patriarchalisierungsursachen in „Die Entstehung des Patriarchats“ nach und forschte im Zwischenstromland bis ins 4. Jahrtausend v.C. nach Spuren. Sie ging nicht davon aus, dass vorpatriarchale Gesellschaften matriarchal waren, weil das historisch nicht zu belegen sei. Sie definierte aber die Patriarchalisierung als einen historisch fassbaren Prozess einer zuvor nicht gewesenen umfassenden Unterordnung von Frauen unter Männer. Sie kommt zum Ergebnis, dass der Prozess der Durchsetzung des Patriarchats sich von ca. 3100 bis 600 v.C. erstreckte und dass die Aneignung der sexuellen und reproduktiven Kapazität der Frauen vor der Entstehung des Privateigentums und der Klassengesellschaft geschah. Männer hätten dadurch gelernt, wie man andere Menschen beherrscht. Die sexuelle Unterordnung der Frauen wurde in den frühesten Rechtsordnungen institutionalisiert und von den frühen Staaten mit allen Mitteln durchgesetzt (Lerner 1991, S. 263ff.)

Die Matriarchatsforschung bot in den 1980er Jahren und frühen 1990er Jahren eine Perspektive an, auf die sich zahlreiche Feministinnen in den USA und in Europa bezogen.

Zentral erscheint mir dabei, dass sie die Gelegenheit gab, sich mit der Idee anzufreunden, dass Frauen nicht notwendigerweise von Männern beherrscht sein müssen; dass es sogar sein kann, dass Frauen als Genusgruppe in einer Gesellschaft wesentliche politische, ökonomische, gesellschaftliche Autorität hatten/haben. Für matriachale Gesellschaften wurde angenommen, dass sie hinsichtlich gesellschaftlicher Aufgaben, Beziehungen und Arbeitsteilung – wie patriarchale Gesellschaften auch – geschlechtsdifferenzierend strukturiert waren, allerdings nicht geschlechterhierarchisierend oder ein Geschlecht abwertend und unterwerfend.

Parallel zur Matriachatsforschung und mit dieser auch verwoben entfaltete sich ein Diskurs über eine weibliche Moral, über geschlechtstypische moralische Orientierungen, die sich etwa an der entsprechenden These Carol Gilligans festmachte. Biologische, soziale und psychologische Faktoren wurden ins Treffen geführt, um zu ergründen, wieso männliche Moral sich aus einer Perspektive der Gerechtigkeit, weibliche aus einer Perspektive der Fürsorge ableitete (Gilligan 1995). Die kontroversen Denkbeiträge um die weibliche Moral sammelte Getrud Nunner-Winkler in ihrem Herausgeberband „Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik“ (Nunner-Winkler 1995).

Das in der feministischen Differenzperspektive implizierte Verständnis von Weiblichkeit und Männlichkeit veranlasste bereits Aktivistinnen der Ersten Frauenbewegung und Sufragettenbewegung weibliche Teilhabe in der Öffentlichkeit einzufordern, damit derartige dort schmerzlich fehlende „weibliche“ Eigenschaften sich in der Politik und Ökonomie manifestierten.

Pierre Bourdieu machte (historisch viel später), wie weiter unten noch ausgeführt wird, demgegenüber darauf aufmerksam, dass als typisch weiblich geltende Eigenschaften daraufhin beleuchtet werden müssten, ob Unterdrückte diese nicht ausbildeten, um mit ihrer Situation zurecht zu kommen. Diesen Einwand adressierte er kritisch an differenzorientierte Feministinnen seit der Zweiten Frauenbewegung (Bourdieu 2005, S. 111/12).

Fürsorglichkeit allerdings, die differenzperspektivisch zum Ausgangspunkt einer „weiblichen“ Moral wurde, will ich zunächst nicht als Kennzeichen für die psychische Deformation Unterdrückter, sondern eine Notwendigkeit im Sinne der menschlichen Arterhaltung begreifen. Susan Faludi fand in ihren Recherchen für „Männer. Das betrogene Geschlecht“ (2001) heraus, dass Männern in unterschiedlichen Kontexten im Endeffekt dieselben als Eigenschaften als väterliche anführen, wie etwa Fürsorglichkeit, die stets das Etikett weiblich/mütterlich verpasst bekommen. In den 1990er Jahren beispielsweise wurde die in den Weltkriegern groß gewordene südkalifornische Schiffswerft Long Beach Naval Shipyard den Sparplänen des Pentagon folgend geschlossen. Faludi beschrieb den auf dieser Werft herrschenden Ethos, der die Arbeiter selbst in der Zeit der Werftschließung dazu veranlasste, ihr Bestes zu geben und bringt diesen mit einem auf Nützlichkeit für die Gemeinschaft beruhenden Verständnis von Männlichkeit in Verbindung:

*„Im Gegensatz dazu war der Long Beach Naval Shipyard, den ich während der Schließung kennen lernte, von einer Art institutionalisierter Ethik der Integration und Gemeinschaft geprägt. Über diese klare ethische Bedeutung hinaus nützte die Integration der Werft übrigens auf eine besondere, nicht so offensichtliche Weise. Sie schuf eine Umgebung, in der jeder männliche Arbeiter, egal welcher Rasse er angehörte, eine Art Männlichkeit für sich in Anspruch nehmen konnte, die weder auf Exklusivität noch auf Dominanz beruhte. Man wurde in diese Art Männlichkeit nicht*

*emporgehoben, man wurde in sie einbezogen. Selbst die Hierarchie der Werft betonte Einbeziehung.“ (Faludi 2001, S. 99)*

Die bis hierher beschriebene Geschlechtergeschichtsforschung bezieht sich also auf Frauen und Männer als polarisierte Genusgruppen. Bis in die 1990er Jahre wurde nicht oft nach weiteren Geschlechtern gefragt, obwohl historische Forschungen zu Frauen publiziert wurden, die ihnen zugewiesene Rollen ablehnten, ausdehnten und Grenzen überschritten (z.B. Frauen, die sich als Männer ausgaben und lebten).

### **Von sex and gender zu den Gender Studies**

Während der 1980er Jahren bezogen sich feministische Forscherinnen im deutschsprachigen Raum zunehmend auf die im angelsächsischen Raum entwickelten Gender Studies. Von der Frauen- wandte frau\_ sich der Geschlechterforschung zu, von der eingangs erwähnten Frauen- der Geschlechtergeschichte. Das Geschlecht, als kulturell-soziale (nicht biologische) Kategorie bereits von Simone de Beauvoir 1949 in ihrem Klassiker „Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau“ bezüglich Weiblichkeit postuliert, bezog nun systematischer beide bzw. alle Geschlechter ein. In weite Teile der Geschichtswissenschaft generell ist dies allerdings bis heute nicht durchgedrungen, wie die stur geschlechterstereotype Aufbereitung so mancher Ausstellungen und Museen oder populärwissenschaftlicher Geschichtssendungen nachdrücklich vor Augen führt.

*„Beginnend in den 1980er-Jahren, flossen komplexere Grundannahmen aus den Gender Studies in die historische Frauenforschung ein, die sich damit zur Geschlechtergeschichte erweiterte. Dazu gehört, dass die Ordnungen der Geschlechter zentrale Achsen jeder Gesellschaftsordnung bilden und diese sich je nach historischer Situation wandeln. Ordnungsideen beeinflussen die gesellschaftlichen Vorstellungen von den Aufgaben und Handlungsräumen von Männern und Frauen und prägen deren Lebenswirklichkeit. Frauengeschichte untersucht hierbei vor allem, unter welchen Bedingungen sich Handlungsmöglichkeiten, Normen und soziale Praxen für Frauen änderten. Umfassender als die Frauengeschichte will die Geschlechtergeschichte die vielfältigen Beziehungsgeflechte und sozialen Konstruktionen von Gesellschaften erforschen, die im Zeichen geschlechtsspezifischer Zuordnungen ihre Gültigkeit erlangen.“ (Heinsohn/Kemper 2012)*

In den 1980er Jahren bezogen sich feministische Historikerinnen in Deutschland, Österreich auf die von der US-amerikanischen feministischen Historikerin Joan Scott vorgeschlagene Unterscheidung von sex (biologisches Geschlecht) und gender (soziales Geschlecht). 1986 erschien deren Aufsatz „Gender: A Useful Category of Historical Analysis“ (Scott 1986). Sie schlug vor, sex und gender auseinanderzuhalten, um Geschlechterverhältnisse im jeweiligen Kontext sozial, politisch zu analysieren (von Rosaldo wie ausgeführt ebenfalls angedacht), und um Frauen und Männer nicht biologisch zu determinieren. Im Deutschen wurde die Begrifflichkeit „biologisches Geschlecht“ und „soziales Geschlecht“ zur Übersetzung von sex und gender in den 1980er und frühen 1990er Jahren von feministischen Wissenschaftlerinnen verwendet. Auf den Fuß folgte die Kritik an dieser neuen Dichotomisierung – diesmal zwischen Biologischem und Sozialem. Kritiker\_innen argumentierten, dass auch Biologie nicht außerhalb sozialer Verhältnisse, historischer Gewordenheit und Veränderbarkeit und nicht außerhalb von Diskursen, von sprachlicher

Fassbarkeit existiere. Biologie gäbe es nicht außerhalb der menschlichen Wahrnehmung bzw. Wahrnehmung.

Die Vertrautheit mit dem Begriffspaar sex/biologisches Geschlecht sowie gender/soziales Geschlecht, der damit bezeichneten Konzepte und ihrer Kritik beschränkte sich allerdings auf einen relativ kleinen Kreis von Interessierten. Währenddessen trat der Begriff gender ab Mitte der 1990er Jahre seinen Siegeszug am breiteren deutschsprachigen medialen und sonstigen Rezeptionshorizont an; ohne dass all diese zuvor diskutierten und ausgearbeiteten Bedeutungen, ohne dass die Beschäftigung mit dem Auseinanderklauben von Biologischem und Sozialem, von Konstruiertem und diskursiv Hergestelltem ins kollektive Bewusstsein gedrungen wäre. Gender wurde ohne seinen einstigen Gegenpart sex „berühmt“ – und zwar vor allem durch das „Gender Mainstreaming“. In der öffentlichen Wahrnehmung war „Geschlecht“ nach wie vor „Geschlecht“, unhinterfragt biologisch, hormonell, genetisch, ohne die vorweg gegangene facettenreiche Reflexion. „Gender“ wurde (und wird), je nach ideologischer und psychischer Verfassung, als hip, hilfreich, unverständlich, belanglos oder gefährlich (da gemeinsam mit der „Überfremdung“ und Islamisierung die Grundfesten des christlichen Abendlandes erschütternd oder unterminierend) betrachtet.

In den 1980er Jahren jedenfalls fanden feministische Historikerinnen diese Unterscheidung von sex und gender für die historische Analyse sehr nützlich, um überhaupt einmal den Blick dafür zu schärfen, dass ein großer Teil der Zuschreibungen und Zumutungen an Frauen konstruiert und nicht natürlich ist, um die Dekonstruktion der bipolar konstruierten Geschlechterwelt denkerisch vorzubereiten. Im Folgenden kam Männlichkeit/masculinity ebenso wie Weiblichkeit/femininity als historische Kategorie in den Fokus des Forschungsinteresses.

Lyndal Roper etwa, eine australische Historikerin, die in Großbritannien lehrt, untersuchte wie Männlichkeit in deutschen Städten der frühen Neuzeit über (verschiedene Arten von) Ehre konstruiert und für die Wehrhaftigkeit und die politische Führung der Stadt funktional gemacht wurde (Roper 1992 und 1995). Damit verdeutlichte sie die Bedeutung und Funktionalität von bestimmten Männlichkeitskonstruktionen für die jeweiligen Gesellschaften. Sie zeigte wie unterschiedlichen Aufgaben und Machtpositionen entsprechend Meistern und Gesellen unterschiedliche Männlichkeiten zugeordnet waren.

### **Differenz unter Frauen wahrnehmen – universalisierende Zuschreibungen kritisieren – sex (biologisches Geschlecht) als universelle Wahrheit hinterfragen**

Gegen Ende der 1980er Jahre stimmten feministische (und andere) Wissenschaftler\_innen weitgehend darin überein, dass nicht universell verstanden werden kann, was Geschlechterverhältnisse, Männlichkeit, Weiblichkeit, aber auch Arbeit, öffentlich-privat, Familie/Verwandtschaft sind und vor allem bedeuten.

Die von verschiedenen Seiten laut gewordene Kritik am weißen, bürgerlichen Mainstream Feminismus trug wesentlich dazu bei. Nicht-weiße, nicht-bürgerliche, nicht-westliche, nicht-akademische Feministinnen äußerten sinngemäß: „Wir haben andere Probleme als ihr, wir erleiden andere Diskriminierungen als ihr, wir haben andere Bedürfnisse als ihr, wir brauchen andere Kategorien, um die Welt zu verstehen und zu beschreiben als ihr, wir haben andere politische Ziele und kämpfen andere Kämpfe als ihr.“ Die grundlegende Annahme von Frauen als einer relativ einheitlichen, von ähnlichen Unterdrückungsmechanismen betroffenen Gruppe, aus der die Frauenbewegung ihren kämpferischen Impetus und ihren Vertretungsanspruch bezog, stand zur Disposition.

Es wurde deutlich (etwa durch Frauen in den Befreiungsbewegungen Lateinamerikas, durch schwarze Feministinnen in den USA, durch jüdische Feministinnen), dass unter Frauen weltweite Verhältnisse von Privilegierung und Diskriminierung/Unterdrückung bestehen, in denen die Gemeinsamkeiten von Frauen und Männern einer diskriminierten Gruppe schwerer wiegen können als die Gemeinsamkeiten unter z.B. ökonomisch privilegierten und diskriminierten Frauen; oder dass die spezifische mehrdimensionale Diskriminierungsbetroffenheit die Überschneidungsflächen mit dem Mainstream Feminismus (welcher verstanden wurde als Feminismus weißer, mittelschichtiger, westlicher Heterofrauen) minimiert. Privilegierte Frauen profitierten gemeinsam mit den Männern ihrer sozialen Gruppe von der Ausbeutung von Frauen und Männer diskriminierter Gruppen. Privilegien seien unsichtbar für diejenigen, die von ihnen profitierten – das gelte auch für westliche, weiße Mittel- und Oberschichtfrauen.

Schwarze Feministinnen machten darauf aufmerksam, dass Weißheit als soziale Kategorie zu untersuchen sei. Die von weißen Feministinnen postulierte gleiche Betroffenheit aller Frauen von patriarchaler Herrschaft gäbe es nicht, da schwarze Frauen auch von weißer Herrschaft und weißer-feministischer Zuschreibungsmacht betroffen seien. In diesem Kontext formulierte Kimberlé Crenshaw das Analysekonzept „Intersektionalität“.

*„Als der konkrete Herkunftszusammenhang der Perspektive ‚Intersektionalität‘ wird in der Literatur das Combahee River Collective, 1974 gegründet, genannt – eine Gruppe von Menschen, die ihr Diskriminierungslage damit beschrieben, schwarz, lesbisch und Frauen zu sein. (...)“*

*Den Begriff Intersektionalität verwendete erstmals in diesem Sinne Kimberlé Crenshaw, geboren 1959, eine wichtige Akteurin in der und Mitbegründerin der Critical Race Theory (aktivistisch-akademische Bewegung der Rechtswissenschaft), Juristin, Professorin an der University of California Los Angeles (UCLA) und an der Columbia Law School, mit Fokus auf Gender und Race. In den späten 1980er und frühen 1990er Jahren war sie maßgeblich an der Entwicklung des Konzepts Intersektionalität beteiligt (Scambor/Busche 2011, S. 26).*

*Crenshaw führte den Begriff Intersektionalität 1989 ein, indem sie anhand einiger Fallbeispiele die Antidiskriminierungsgesetze in den USA kritisierte.“*  
(Schweighofer-Brauer 2014, S. 20/21)

Die der bipolaren Geschlechterkonstruktion entsprechende Gleichsetzung Frauen sind Opfer – Männer sind Täter wurde hinterfragt. Frauen wurden als Mitläuferinnen, Mittäterinnen und Täterinnen etwa des nationalsozialistischen Regimes oder kolonialistischer Herrschaft thematisiert.

Von den Gay Movements wurde, ebenfalls seit den 1970er Jahren, massiv auf Heterozentrismus als Diskriminierungskategorie aufmerksam gemacht. Heterozentrismus und das insbesondere seit der Aufklärung konstruierte Verständnis von Männlichkeit/Weiblichkeit sind nicht auseinanderzudenken: Heterosexualität wurde ja als universalistische Grundnorm für ein der göttlichen, biologischen und/oder sozialen Ordnung gemäßes Begehren vorausgesetzt. Die Dekonstruktion der Geschlechterkategorien wurde wesentlich von lesbischen Feministinnen bzw. von lesbischen, homosexuellen sowie transsexuellen Wissenschaftler\_innen vorangetrieben.

In Europa und Nordamerika setzte sich die Sprachregelung durch, von Frauenbewegungen im Plural zu sprechen; genug schmerzhaft Konflikte waren auch unter weißen Feministinnen ausgetragen worden, um zur Erkenntnis zu gelangen: Wir sind nicht gleich.

Wir sind nicht gleich betroffen von Diskriminierung und Unterdrückung. Wir haben unterschiedliche Geschichten.

Aber: Wenn Frauen so unterschiedlich sind, wovon konnte dann noch für eine gemeinsame Frauenpolitik, für gemeinsame Forderungen ausgegangen werden?

Nach meiner Wahrnehmung öffneten sich in Österreich/Deutschland (mindestens) zwei Denkräume auf der Suche nach Antworten auf diese Frage:

Einer wurde von italienischen (beeinflusst von französischen Psychoanalytikerinnen, Kulturwissenschaftlerinnen wie etwa Luce Irigaray, Christiane Olivier) Feministinnen gestaltet. Die Frauen der Mailänder Frauenbuchhandlung publizierten 1988 „Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis“ (Libreria delle donne di Milano 1988). Die sogenannten Mailänderinnen beschrieben – Geschlechterdifferenz als kulturelle Tatsache voraussetzend – eine Kultur unter Frauen, die die Unterschiede unter Frauen fruchtbar macht; etwa zwischen erfahreneren und weniger erfahrenen Frauen, die sich gegenseitig unterstützen, um ihren Wert in die Welt zu bringen und zu Wirksamkeit und Bedeutung zu gelangen. Sie gingen von einer weiblichen Differenz aus, die nicht beschrieben, sondern vermittelt werden wolle.

*"Es war die Kraftquelle und die Begrenzung der Selbsterfahrung, dass keine Unterschiede zwischen Frauen wahrgenommen wurden, dass jede ihr Vertrauen und ihr Selbstvertrauen auf dem Gefühl: ‚Ich bin wie du, du bist wie ich‘, aufbaute." (ebd. S. 12)*

*"Einer anderen Frau in der Öffentlichkeit Wert und Autorität zuzubilligen, heißt gleichzeitig, sich selbst Wert zu verleihen. Wenn Frauen sich in ihrem Denken, Sprechen, Handeln und Auftreten in der Öffentlichkeit auf andere Frauen beziehen, kulturelle, soziale und politische Verbindungen zu ihnen herstellen, machen sie damit der symbolischen Sterilität des weiblichen Geschlechts ein Ende." (ebd. S. 9)*

*"Emanzipationspolitik leugnet die Unterschiede und bringt eine Uniformierung der Gesellschaft mit sich. Häufiger als es gelingt, soziale Gerechtigkeit zu verwirklichen, werden Minderheiten und unterprivilegierte Gruppen von ihren traditionellen Ursprüngen und Kraftquellen abgeschnitten." (ebd. S. 13)*

Sexuelle Differenz war/ist ein Kernbegriff dieses Ansatzes. Die Mailänderinnen vertraten diesen Standpunkt bereits in 1970er Jahren und lehnten ein Abtreibungsgesetz ebenso ab wie einen Gesetzesentwurf zur Bestrafung von Vergewaltigung. In Deutschland war das anders.

*"Vielleicht ist die größere Sensibilität der italienischen Frauen gegenüber Anpassungstendenzen an die männliche Öffentlichkeit und vor allem ihre bedingungslose Entscheidung für Frauenzusammenhänge in der unterschiedlichen Tradition begründet. Im katholischen Agrarland Italien blieben traditionelle dörfliche Frauenzusammenhänge, in denen die Frauen nicht nur unter der Trennung von der Männerwelt litten, sondern diese auch zu genießen und für ihre Zwecke zu nutzen wußten [sic], länger lebendig als im protestantischen oder protestantisch beeinflussten [sic] nördlichen Europa, wo Frauen früher als im südlichen Teil in Berufsfelder und Öffentlichkeit integriert wurden." (ebd. S. 13)*

In ihrem Buch erzählten sie ihre Geschichte von 1966 bis 1986. Ihre Erfahrungen wollten sie nicht mit Hilfe des Begriffs „Feminismus“ interpretieren, sondern mit Hilfe des Begriffs der „Genealogie“. *„In diesen Jahren haben wir miterlebt, dass Frauen eine eigene Geschichte erworben haben und sich in der Öffentlichkeit auf die Frauen vor ihnen, auf ihre weibliche Herkunft, berufen konnten.“* (ebd. S. 17) Mit dem Buch ging es ihnen darum, sich in eine Generationenfolge von Frauen einschreiben.

*„In Gesellschaften, wo sich die Emanzipation durchgesetzt hat, haben sich die Begrenzungen, die dem weiblichen Begehren gesetzt waren, gelockert, aber die Kraft zur Verwirklichung des Begehrens ist nicht größer geworden. Auch in Gesellschaften mit fortgeschrittener Emanzipation wird der Ursprung der weiblichen Stärke negiert, vergangene Ereignisse wie gegenwärtige Ideen werden ausgelöscht.“* (ebd. S. 22)

Diese Publikation wurde zunächst von feministischen Wissenschaftlerinnen an den Universitäten in Mitteleuropa ziemlich begeistert aufgenommen. Die Beschäftigung damit ebte allerdings nach einigen Jahren ab (obwohl das Buch 2001 noch einmal in 6. Auflage in Deutsch herausgegeben wurde und immer noch im Gespräch ist – gerade auch in der Mädchenarbeit). Die Beschäftigung damit klang im akademischen Bereich zugunsten des zweiten sich eröffnenden Denkraums ab.

Dieser wurde zunächst v.a. in den USA aufgemacht und wies in eine ganz andere Richtung: in die von Judith Butler (Butler 1991, 1995) formulierte. In Zentrum der Argumentation stand hier: Nicht nur gender, auch sex ist eine Konstruktion, Biologie ist eine Konstruktion, es gibt tatsächlich keine voraussetzenden Gemeinsamkeiten unter Männern oder unter Frauen, es gibt keine „Frauen“ und „Männer“ bzw. wir können nicht wissen, ob es sie gibt, weil wir sprachlich immer schon konstruieren. Gleichzeitig wurde auch festgestellt: Körperliche „Gegebenheiten“ verändern sich historisch (z.B. wenn Frauen über einige Generationen kaum Fleisch essen, Männer hingegen schon; oder wenn Menschen mit chinesischem Hintergrund sich in den USA mit viel Fett, Kohlehydraten, Zucker ernähren; oder wenn Menschen einer sozialen Gruppe über Generationen in Bergwerken geduckt arbeiten etc.). Die deutsche Historikerin Gisela Bock befasste sich 1991 in einem Artikel „Challenging Dichotomies: Perspectives on Women’s History“ mit dieser Thematik, in dem sie sex und gender als eine dichotome Konstruktion parallel zu Natur und Kultur kritisierte. Sie schlug vor die Kategorie sex aufzugeben und gender zu historisieren (Bock 1991).

In den 1980er Jahren wurde der Begriff „doing gender“ in die Diskussion eingebracht: Geschlechtlichkeit würde performativ hergestellt (also indem es „aufgeführt“, performed wird). Dieser Begriff basierte, ebenso wie die Unterscheidung von sex und gender, auf Konzepten von Harold Garfinkel, der in den 1960er Jahren erforschte, wie ein transsexueller Mensch in seinen Alltagshandlungen seine Weiblichkeit herstellte. Candace West und Don H. Zimmerman publizierten 1987 einen maßgeblichen Artikel zu doing gender (West/Zimmerman 1987).

Doing Gender wurde präzisiert, differenziert in „doing masculinity“ und „doing femininity“ (Geimer 2013).

*„In diesem fortschreitenden Akademisierungsprozess wurde insbesondere aus der Soziologie die These übernommen, dass die Ordnung der Geschlechter sowie die Ideen über das Wesen von Männern und Frauen alltäglich sind und immer wieder ‚hergestellt‘ werden müssen; sie ‚erscheinen‘ als gottgegeben oder seit dem 19. Jahrhundert als ‚natürlich‘, sind aber vielmehr gesellschaftlich-sozial konstruiert und*

*werden im Alltag performativ hergestellt. Diese interaktiv vollzogene kulturelle Sinnstiftung wird als ‚doing gender‘ beschrieben, um den aktiven Part aller Subjekte einer Gesellschaft in der Aufrechterhaltung geschlechtlich codierter Ordnungen zu betonen. Wir alle kennen einen zentralen Aspekt dieses ‚doing gender‘ aus dem Alltag: Wer ist nicht verunsichert, wenn der Gesprächspartner nicht eindeutig einem Geschlecht zugeordnet werden kann? Wir entscheiden spontan, nach unserem gelernten Wertesystem, wie wir unser Gegenüber einordnen – aber entspricht dies auch dem tatsächlichen Geschlecht? Und woran ließe sich zweifelsfrei feststellen, was das ‚tatsächliche Geschlecht‘ ausmacht?*

*Der hier zum Ausdruck kommende Drang zur Eindeutigkeit und systematischen Erfassung der Welt – eine essenzielle Grundierung der Moderne – beeinflusst weiterhin soziale Realitäten, während sich doch die postmoderne Theorie seit vielen Jahren bemüht, solche binären Denk- und Ordnungsmuster aufzubrechen. Warum gerade die Ordnung der Geschlechter eine starke und so schwer zu kritisierende gesellschaftliche Bedeutung hat, ist damit weiterhin eine der zentralen Fragen moderner Geschlechterforschung.“ (Heinsohn/Kemper 2012, S. 6)*

Das Konzept doing gender wurde ergänzt bzw. konterkariert durch undoing gender: Doing gender wäre zu absolut, Menschen vergeschlechtlichten sich nicht nur, sie stellten das auch wieder in Frage oder täten etwas anderes. Doing gender geschähe nicht ununterbrochen. Eine genaue Wahrnehmung von individuell erfahrenen Diskriminierungsgeflechten wurde vorgeschlagen mit Hilfe des Konzepts der Intersektionalität. Der Begriff wurde, wie bereits erwähnt, Ende der 1980er Jahre von der amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw formuliert. Sie wollte verdeutlichen, dass die Einstellungspolitiken in US-amerikanischen Firmen entweder schwarzen Männern oder weißen Frauen zugute kämen. Schwarze Frauen dagegen, bei denen sich Diskriminierungsmechanismen aufgrund ihrer Hautfarbe und ihres Geschlechts kreuzten, hatten bis dahin keine Möglichkeit, sich einen Arbeitsplatz einzuklagen.

Intersektionalität analysiert Überschneidungen von Diskriminierungsdimensionen in einer Person; z.B. kann ein sehbehinderter intersexueller Mensch nicht nur als intersexuell und als sehbehindert, sondern kann die Erfahrung machen, als sehbehinderte\_r Intersexuelle\_r diskriminiert zu werden.

Die Kritik an Heteronormativität und an der Voraussetzung von feststehenden zwei Geschlechterkategorien wurde weitergetrieben von Menschen mit sexuellem Selbstverständnis und/oder geschlechtlichem Selbstverständnis, das nicht in die bipolare Zuschreibungswelt passte. In diesem Kontext wurde aufgedeckt, dass viele Menschen nicht mit eindeutiger Geschlechtszuordnung zur Welt kommen und deren Eltern gezwungen werden/wurden eine Entscheidung bezüglich der Zuordnung zu treffen, die dann operativ an den Babys vollzogen wird/wurde.

Jedenfalls war seither, an dieser Stelle der wissenschaftlichen Auseinandersetzung angekommen, – spätestens Anfang der 1990er Jahre – eine gemeinsame Betroffenheit von derselben Art von Unterdrückung aller Frauen schwer zu argumentieren; bzw. überhaupt eine gemeinsame Betroffenheit irgendwelcher eindimensional definierter Gruppen.

Vielmehr sollten Judith Butler folgend (Butler 1991, 1995) – um sich noch politisch artikulieren zu können – wechselnde strategische Partnerschaften gebildet werden.

Diskriminierungs-/Privilegierungsverhältnisse in ihrer komplexen Vielschichtigkeit bildeten den Ausgangspunkt für Widerständigkeit in einem Machtgeflecht der Postmoderne, in dem „Macht“ schwer greifbar sei, sich aus vielfachen Beteiligungen, Verwicklungen,

Privilegierungen von Individuen zusammenbraue. Hier gäbe es keine festen Gruppen mehr, die Widerstand leisteten, sondern wechselnde Koalitionen.

Patriarchat wurde als Interpretationsrahmen zur Aufdeckung von Machtverhältnissen fraglich. In diesem Kontext tat sich ein Widerspruch auf zwischen feministischer Forschung und feministischer Bewegung: Die Forschung wollte bipolare Konstruktionen auflösen, die Bewegung bezog sich auf Frauen als Kategorie und beklagte die Akademisierung der feministischen Forschung.

Diese wissenschaftliche Auseinandersetzung mit gender ist in einigen gesellschaftlichen Bereichen und Zusammenhängen auf einem praktischen Boden gelandet (aber sicherlich nicht überall). In der Geschlechterpädagogik beispielsweise werden Konzepte bzw. analytische Instrumente wie doing gender, Intersektionalität, Hinterfragung der Zweigeschlechtlichkeit etwa seit der Mitte der 2000er Jahre in Deutschland und Österreich stärker aufgegriffen.

Ich war Anfang der 1990er Jahre – aus der Kombination von historischer Frauenforschung und feministischer Kulturanthropologie kommend und nach ausführlicher Beschäftigung mit der Matriarchatsforschung – vom Mailänderinnen-Ansatz sehr begeistert; arbeitete auf Vertretungs- und Projektstellen bei Claudia von Werlhof am Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck; hatte die Entwicklung des Bielefelderinnen-Ansatzes von der Kritik am kapitalistischen Patriarchat zur Suche nach matriarchalen Alternativen mit vollzogen; und entwickelte eine gewisse Skepsis der Matriarchatsforschung gegenüber, da sie – verkürzt gesagt – mir Geschichte zu universal analysierte; fand die Anregung, Männerherrschaft nicht universal vorauszusetzen und ganz andere Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens als die uns bekannten anzunehmen, die ich auch bereits aus der feministischen Ethnologie erhalten hatte, ausgesprochen fruchtbar. Die Diskussionen, die um die Bücher von Judith Butler aufkamen, führte ich nicht mit, weil ich – ganz ehrlich gesagt – damals trotz mehrmaliger Leseversuche nicht verstand, was sie schrieb. Aus meiner Erfahrung, meinen Lebenszusammenhängen war ich nicht imstande, das zu verstehen; und rein intellektuell ließ sich das in mir nicht verarbeiten. Ich entwickelte emotionale und mentale Widerstände sowohl gegen das feministisch wissenschaftliche Matriarchatspostulat als auch gegen das Gender-Dekonstruktionspostulat: Anders gesagt, entwickelte ich diese Widerstände sowohl gegen eine spirituelle Weiblichkeits-/Männlichkeitsdualisierung als auch gegen eine über den Genderbegriff angestoßene Infragestellung von Weiblichkeit und Männlichkeit überhaupt.

Die Nebel meiner Widerstände begannen sich zu lichten, als ich für meine 1997 angetretene Arbeitsstelle beim Institut für gesellschaftswissenschaftliche Forschung, Bildung und Information begann, zum Thema Buben- und Burschenarbeit respektive Jungenarbeit zu recherchieren und Männerforschungsliteratur zu studieren.

In den 1980er Jahren und auslaufend in die 1990er Jahren befand ich mich auf dem Standpunkt (wenn ich ihn denn formuliert hätte): Männer und Frauen sind verschieden, aber nicht auf die patriarchal unterstellte Art. Frauen dürfen und können alles, was sie wollen, alles was Männern auch zugeschrieben wird. Meine Voraussetzung beinhaltete nicht, dass Frauen immer Opfer und Männer immer Täter sind, da ich selbst mich nicht als „Opfer“ oder als „passiv“ wahrnahm. Meine unterbewusst verankerte Annahme war aber: Frauen sind „irgendwie“ bessere Menschen. Ab Ende der 1990er Jahre wechselte ich auf den Standpunkt: Frauen und Männer sind unterschiedlich, weil sie unterschiedlich sozialisiert sind/sich sozialisieren. Wahrgenommene physische, hormonelle, genetische Unterschiede sagen wenig über alle weiteren Unterschiede aus, die so gerne angenommen und zugeschrieben werden. Wir kommen als Menschen mit denselben kognitiven und

emotionalen Möglichkeiten zur Welt; physische Unterschiede bestehen tendenziell und nicht absolut.

Den sprichwörtlichen Hebel in meiner Gedankenwelt legte ich durch einen Vortrag von Burkhard Oelemann (Hamburger "Kontakt- und Beratungsstelle Männer gegen Männer-Gewalt®"; Oelemann 2007) und einen Vortrag des Männerforschers Hans Joachim Lenz um. „Männer gegen Männergewalt“ entwickelte das erste Gruppenprogramm für die Täterarbeit bei häuslicher Gewalt im deutschsprachigen Raum. Oelemann wurde 1998 von der damals gerade zwei Jahre alten Männerberatungsstelle „Mannsbilder“ in Innsbruck zu diesem Vortrag eingeladen (vgl. dazu Lempert/Oelemann 1994). Er führte aus, dass gewalttätige Männer eine Geschichte als Täter, oft auch als Opfer und Zeugen von Gewalt hätten, dass ihre Gewalttätigkeit nicht aus Überlegenheit, sondern aus Angst und Hilflosigkeit entstehe; und dass Täterarbeit daran ansetze, dass diese Männer die Verantwortung für ihre Gewalttätigkeit übernehmen. Eine Botschaft die daneben noch unausgesprochen bei mir ankam: Männer arbeiten mit Männern daran, dass diese in die Verantwortung gehen, Männer anerkennen, dass Gewalttätigkeit gegen Frauen absolut nicht sein darf. Nachhaltig beeindruckt hat mich weiters ein Vortrag zu Männern als Opfer von Gewalt von Hans Joachim Lenz, in dem er ausführlich einen Interviewpartner zu seinen Gewalterfahrungen zitierte und zu dessen Erfahrungen des allein gelassen Seins damit, da Mann und Opfer im verbreiteten Bewusstsein nicht zusammengingen. Lenz sprach von einer „Koalition des Verschweigens“ (Lenz 2000, S. 49). Die Botschaft, die bei mir ankam: Männer leiden genauso wie Frauen, wenn sie missbraucht und misshandelt werden. Opfer zu sein widerspricht aber den gängigen und seit lange gezüchteten Vorstellungen von Männlichkeit.

Ebenfalls Ende der 1990er Jahre veröffentlichte Susan Faludi, die Autorin von „Backlash. The undeclared war against American women (1991)“ das Buch „Stiffed“, in Deutsch 2001 unter dem Titel „Männer – das betrogene Geschlecht“.

*„Warum widersetzen sich unsere männlichen Gefährten so häufig und so vehement dem Kampf der Frauen für die Unabhängigkeit und ein erfüllteres Leben? Der Widerstand der Männer war ein solcher Grundantrieb für die Not, die Verzweiflung und den Widerwillen der Frauen, sich im öffentlichen Leben zu engagieren, dass ich, als Frau, dies für eine Frage von grundlegender Bedeutung hielt. (...) Auch hatte ich, wo ich auch hinsah, in diesen Jahren stets den Eindruck, dass die Männer den Aufstieg der Frauen als treibende Kraft hinter ihrer Verzweiflung sahen. Doch für all die Männer, denen ich bei den Recherchen für dieses Buch begegnete, war dieser Geschlechterkampf nur ein oberflächliches Symptom für ganz andere Kämpfe.“ (Faludi 2001, S. 613)*

Susan Faludi verknüpfte die „Männlichkeitskrise“ in den USA der 1990er Jahre mit einem im Verlauf des 20. Jahrhunderts sich in alle gesellschaftlichen Bereiche verallgemeinernden neoliberalen Kapitalismus. Faludi machte eine Verunsicherung traditioneller Männlichkeit im Zuge der Zersetzung jeglicher tradiertter gesellschaftlicher Verbindlichkeiten in diesem Kontext aus. Die von mir hier als traditionell bezeichnete Männlichkeit definierte sie als eine der Gemeinschaft dienliche, „mütterliche“ Fürsorge umfassende. Diese trüge also quasi vormoderne Züge (die dem bürgerlich hegemonialen Männlichkeitskonzept bereits abhanden kamen, wie weiter unten noch ausgeführt wird).

In den 1970er Jahren, so stellte Faludi fest, reflektierten Männer erstmals vereinzelt, was Männlichkeit ihnen abverlangte. Der erste von ihnen war Herb Goldberg 1977 in „The Hazards of Being Male“. Allerdings betrachtete Goldberg die Probleme als individuelle, nicht

als gesellschaftlich verursachte (Faludi 2001, S. 28). 1991 erschien „Mythos Mann. Wie Männer gemacht werden. Rollen Rituale, Leitbilder“ von David Gilmore auf Deutsch. Darin hinterfragt Gilmore kulturübergreifend konstante Inhalte von Männlichkeit anhand einer Analyse ethnologischen Materials (Gilmore 1993).

Faludi meinte, dass Männer seit dem Zweiten Weltkrieg in den USA ihre sinnvolle Rolle im öffentlichen Leben verloren hätten sowie die Möglichkeit, genug und verlässlich Geld für ein anständiges Leben nach Hause zu bringen, für die Anerkennung in der Familie und eine respektvolle Behandlung durch die Welt außen. Dieser Verlust bringe sie Ende des 20. Jahrhunderts in einen Status, der Frauen in der Mitte desselben Jahrhunderts aufgezwungen worden war – nämlich den Status der 1950er Jahre Hausfrauen, ohne Verbindung zur Außenwelt, die ihre Leere mit Einkaufen füllten.

Die Frauen ergriffen eine historische Chance, als sie die Unangemessenheit des Weiblichkeitsstereotyps erkannten und eine politische Bewegung gründeten. Männer täten das nun nicht, sie kämpften nicht (bzw. nicht in vergleichbarem Ausmaß) für ihre Befreiung und die Befreiung der Gesellschaft. Faludi begründete das mit dem Fehlen eines alternativen Männlichkeitskonzepts.

*„Es existiert nicht: weder in der so genannten Männerbewegung, die an ihren frisch abgestaubten Exemplaren von Grimms Märchen und ihren klischeehaften Vorstellungen vom Höhlenmenschen hängt; noch in den Vorstellungen konservativer oder liberaler Politiker, die nach einem remilitarisierten Modell der Männlichkeit, nach Arbeitslagern und Schulen rufen, die von ehemaligen Generälen geleitet werden; nicht bei Fundamentalisten christlicher oder muslimischer Provenienz, deren Programme die männliche Zerknirschung und Wiederauferstehung propagieren, auf Phantasien uralter Phantasien beruhen; nicht einmal die Schwulenkultur, die mehr und mehr vom Mainstream usurpiert wird und es mehr und mehr aufgibt, die männliche Rolle in Frage zu stellen; nicht einmal innerhalb der Frauenbewegung, die lautstark verlangt, dass Männer sich ändern müssen, aber kein Konzept aufstellt, wie diese Änderung auszusehen hätte.“ (Faludi 2001, S. 69f.)*

An dieser Stelle merke ich an, dass genauso wie von Frauenbewegungen auch von Männerbewegungen im Plural gesprochen werden muss – zumindest in Deutschland/Österreich, wo die Männerbewegung sich eben nicht in der von Faludi angesprochenen mythopoetischen Richtung erschöpft. Hier existiert parallel zur mythopoetischen seit den 1980er Jahren eine Männerbewegung, die Männlichkeit historisch-kritisch analysiert, Sozialisation, Konstruktionsvorgänge und globale Entwicklungen reflektiert und durchaus Ansätze für ein anderes Männlichkeitsverständnis zu bieten hat: Vor allem den Ansatz, Männlichkeit nicht festzulegen, sondern alles als „männlich“ gelten zu lassen, was von ihrem Körper her männliche Wesen tun, denken, spüren – auch das, was im traditionellen Verständnis als „weiblich“ klassifiziert wird. Allerdings hält sich diese Männerbewegung quantitativ in engen Grenzen.

Die neoliberal sich globalisierende Wirtschaft mache, wie Faludi argumentierte, traditionelle (sowohl vormodern-traditionelle als auch bürgerlich-traditionelle) Männlichkeit weitgehend verzichtbar. Dennoch existierten alle Arten von Männlichkeits- und Weiblichkeitsstereotypen und Geschlechterregimes nebeneinander und würden gewinnbringend, renditeausschüttend in globale Mehrwertbildungen integriert.

Einen an die Erfordernisse der qualifizierten Wirtschaftssegmente angepassten Weiblichkeitstypus beschrieb Angela McRobbie in „Top Girls. Feminismus und der Aufstieg

des neoliberalen Geschlechterregimes“ (McRobbie 2010, englisches Original 2008). Sie argumentierte, dass junge Frauen für ihre gesellschaftliche Teilhabe gute Ausbildungen und qualifizierte Jobs erlangten, für ihre Arbeit mobil würden. Das eröffne aber keine zunehmende Mit- oder Selbstbestimmungsmacht, sondern sei verbunden mit ihrer Verstrickung in eine Konsumkultur, die ihnen eine ständige äußerliche Selbstoptimierung aufzwingt. In diesem Kontext würden Klassen- und Rassenantagonismen unter Frauen ausgetragen.

*„Im Großen und Ganzen suggeriert dieses Szenario eine Veränderung der Geschlechterverhältnisse und vor allem eine Bewegung der Frauen dahingehend, dass sie sich einen neuen Status in der unteren Mittelschicht erobern können. Dieser bestimmt sich jetzt allerdings nicht mehr durch ‚Respektabilität‘, sondern durch stärker individualisierte glamouröse Stile, die ihren Trägerinnen eine sorgfältige Arbeit an sich selbst abverlangen: Maniküre, Modebewusstsein, Verwöhnprogramme und so weiter. Transformation und Bewegung prägen demnach seit einigen Jahren den Erfahrungshorizont der Frauen.“* (McRobbie 2010, S. 175)

Die entsprechende Weiblichkeit entspreche den Erfordernissen eines kapitalistischen Arbeits- und Konsummarktes.

### ... und schließlich die Queer-Denker\_innen ...

*„Die **Queer-Theorie** (engl. queer theory) ist eine Anfang der 1990er Jahre in den USA entwickelte Kulturtheorie, die den Zusammenhang von biologischem Geschlecht (engl. sex), sozialen Geschlechterrollen (engl. gender) und sexuellem Begehren (engl. desire) kritisch untersucht.“* (<http://de.wikipedia.org/wiki/Queer-Theorie>; letzter Zugriff 22.10.2015)

Queertheorie kommt aus der Queerbewegung und will vorausgesetzte Zweigeschlechtlichkeit dekonstruieren – auch als Reaktion auf die Homosexuellenbewegung, soweit sie eindeutige männliche oder weibliche Geschlechtsidentität in den Kämpfen um Anerkennung während der 1970er/80er Jahre voraussetzte.

*„Das bevorzugte methodische Werkzeug innerhalb der Queer-Theorie ist die Dekonstruktion. Die Offenheit des Begriffs queer wurzelt in der dekonstruktivistischen Praxis, nach dem Ausgeschlossenen zu fragen und sich selbst durch Inklusion des Außenstehenden zu erweitern. Dem universalistischen Anspruch von queer sind trotzdem Grenzen gesetzt. Queer-Theorien gehen davon aus, dass Menschen sich selbst definieren sollen und dass diese Selbstdefinition die einzig gültige ‚Identitätserklärung‘ ist. Dekonstruktion schließt an den Autor Jaques Derrida an, der einerseits sprachliche Zeichen und ihre Bedeutung für die Wahrnehmung, Beschreibung und Herstellung von Wirklichkeit fokussierte, sie andererseits klar mit der Utopie einer besseren Gesellschaft verband.“* (<http://de.wikipedia.org/wiki/Queer-Theorie>; letzter Zugriff 20.2.2015)

Queertheorien wurden in der Geschichtswissenschaft noch wenig rezipiert, bislang vor allem in Untersuchungen zu Männer- oder Frauengruppen.

*„Die Definition von Scott bleibt trotz der geäußerten Kritik für die historische Forschung jedoch sehr ertragreich, weil diese die gesellschaftlichen Machtverhältnisse und ihre Reproduktion in Diskursen über Männlichkeit oder Weiblichkeit ins Zentrum stellt und kritisch reflektiert. Doch wird zugleich der Abstand zwischen den geschlechterhistorischen Arbeiten einerseits und der neueren theoretischen feministischen Diskussion andererseits immer größer. Die quellengestützte historische Erzählung kann zwar heteronormative Vorgaben und Zurichtungen vergangener Epochen historisieren und problematisieren, aber sie kann kaum gleichzeitig den politischen Ansatz ‚queerer‘ Theorien operationalisieren, um diejenigen Kategorien aufzulösen, die sie historisch untersuchen will.“ (Heinsohn/Kemper 2012, S. 8)*

## **Geschlechtergeschichtliche Erkenntnisse zur Konstruktion von „Weiblichkeit“, „Männlichkeit“ und stereotypentsprechenden Geschlechterbeziehungen**

Mit den bisherigen Ausführungen ging ich der Frage nach, wie feministische Reflexionen v.a. von den 1970er bis in die 1990er Jahre von der Grundannahme einer Mann-Frau (Täter-Opfer) Opposition hin zur Dekonstruktion nicht nur sozialer, sondern auch biologischer Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität gelangten; und wie die Befreiungsgewinne der Dekonstruktionsbemühungen von Frauen- und Männerbewegungen konterkariert wurden/werden durch ein neoliberales Geschlechterregime, das Freiheiten suggeriert, aber „Frauen“ (wie auch „Männer“) in „selbstgewählte“ Konsumabhängigkeiten und in neue klassenmäßige und rassistierte Entgegensetzungen treibt.

Die dekonstruktivistischen Überlegungen begannen nicht erst in den 1990er Jahren, ich erwähnte bereits, dass z.B. Harold Garfinkel bereits in den 1960er Jahren erforschte, wie ein transsexueller Mensch in seinen Alltagshandlungen seine Weiblichkeit herstellte und seine Ergebnisse in das „doing gender“ Konzept in den 1980er Jahren eingingen. Der Mainstream feministischer Wissenschaft assimilierte diese Perspektive im Verlauf der 1980er Jahre. Zunächst weichte die in Auseinandersetzungen in den Frauenbewegungen sich verdeutlichende Differenz unter Frauen die Geschlechteroppositions-Prämisse auf, da dadurch fraglich wurde, eine Gemeinsamkeit aller Frauen als Grundlage für eine gemeinsame Politik zum Einsatz bringen zu können. Dann verbreitete sich mit den Büchern von Judith Butler die Idee, Zweigeschlechtlichkeit und Biologie als diskursive Produktionen zu fassen. In dieser Zeit lagen bereits eine Reihe von Forschungsergebnissen feministischer Wissenschaftlerinnen zur Herstellung von Weiblichkeiten, Männlichkeiten bzw. Geschlechterverhältnissen in philosophischen, literarischen und naturwissenschaftlichen Diskursen und in der naturwissenschaftlichen, psychiatrischen, psychologischen Praxis vor. Feministische Historikerinnen beschäftigte seit spätestens Mitte der 1970er Jahre die Frage, wie in der europäischen Neuzeit weibliche und männliche Geschlechtscharaktere polarisiert wurden und wie dies die erlebte „Realität“ von Frauen beeinflusste oder wie „Realität“ dieser Ideologie gerade nicht entsprach. Es wurde diskutiert, wann und wodurch diese moderne Geschlechterpolarisierung begann.

Karin Hausen ist eine feministische Historikerin in Deutschland quasi der ersten Stunde, 1938 geboren, war von 1978 bis 1995 Professorin für Geschichtswissenschaft (Technische Universität Berlin) und gründete dort 1995 das Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (ZIFG). Sie arbeitete u.a. mit den feministischen Historikerinnen Gisela Bock und Heide Wunder zusammen und war lange Zeit Mitherausgeberin von „L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft“.

Im weiter oben bereits erwähnten Artikel zur Polarisierung der Geschlechtscharaktere geht Karin Hausen (Hausen 1976) auf die „Erfindung“ der polarisierten Geschlechtscharaktere im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ein: Diese Geschlechtscharaktere polarisierten Frau – Mann über eine Bestimmung zur privaten Reproduktion versus gesellschaftlichen Produktion, zu Passivität und Emotionalität versus Aktivität und Rationalität. Ab dieser Zeit erfolgte eine Biologisierung der Geschlechterunterschiede, während in der vorhergehenden Hausväterliteratur Mann und Frau anhand ihrer sozialen Position und entsprechenden Tugenden bestimmt wurden (Hausen 1976, S. 84/85).

*„Im Verlauf des 19. Jahrhunderts bleiben die einmal eingeführten Zuordnungsprinzipien konstant und werden nicht zuletzt durch Medizin, Anthropologie, Psychologie und schließlich Psychoanalyse ‚wissenschaftlich fundiert‘.“ (ebd. S. 85)*

*„Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert treten an die Stelle der Standesdefinitionen Charakterdefinitionen. Damit aber wird ein partikuläres durch ein universales Zuordnungsprinzip ersetzt: statt des Hausvaters und der Hausmutter wird jetzt das gesamte männliche und weibliche Geschlecht und statt der aus dem Hausstand abgeleiteten Pflichten werden jetzt allgemeine Eigenschaften der Personen angesprochen. Es liegt nahe, diesen Wechsel des Bezugssystems als historisch signifikantes Phänomen zu interpretieren.“ (Hausen 1976, S. 86)*

Annette Kuhn, geboren 1934, arbeitete bis zu ihrer Emeritierung als Professorin für Geschichtsdidaktik und Frauenforschung ab 1990 an der Universität Bonn. Sie musste 1937 mit ihrer Familie vor den Nationalsozialisten aus Berlin flüchten und kehrte 1948 aus der Emigration in den USA zurück nach Deutschland. 2012 richtete sie in Bonn das Haus der FrauenGeschichte ein, das dort besucht werden kann. Kuhn trat in eine Kontroverse mit Hausen, die sich auf den Beginn des Auseinanderdriftens von männlichen und weiblichen Arbeitszusammenhängen bezog – auf die „Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“ im Spätmittelalter mit dem beginnenden Kapitalismus (Kuhn 1983).

Spätestens ab Mitte der 1970er Jahre richteten feministische Historikerinnen jedenfalls ihr Augenmerk auf diesen Wechsel des Geschlechterverhältnis-Bezugssystems in der europäischen Geschichte der letzten Jahrhunderte. In einer Reihe von Forschungen wurde untersucht (vielfach auf historischer Mikroebene), wie Geschlechterbeziehungen in Gesellschaften vor diesem Wechsel „anders“ waren, wie Geschlechterbeziehungen, Männlichkeiten, Weiblichkeiten in verwandtschaftlich, standesmäßig organisierten Gesellschaften funktionierten. Wie erwähnt, kam von der feministischen Kulturanthropologie diesbezüglich die wesentliche Anregung, sich historische Gesellschaften als kulturell „andere“ vorzustellen, nicht als Projektionsflächen oder geradlinige Vorläufer der vertrauten Gegenwartsgesellschaften; kulturanthropologische Fallstudien halfen das diesbezügliche Vorstellungsvermögen zu erweitern.

Weiters untersuchten feministische Historikerinnen die Transformation der Geschlechterverhältniskonstruktionen und ihre Umsetzung ab dem 19. Jahrhundert. Sie untersuchten den Gegensatz zwischen diesen bürgerlichen Normen und Lebensbedingungen, Lebensweisen von Frauen verschiedener sozialer Schichten. Die Forschungen verwendeten unterschiedliche Methoden (hermeneutische Quelleninterpretation, Diskursanalyse, biographisch-narrative Methoden), bezogen sich auf größere oder kleinere Regionen, erarbeiteten verschiedene theoretische Analysen und

Konzepte, setzten die Transformationszeit unterschiedlich an oder begründen sie eher „materialistisch“ oder „idealistisch“.

Darüber aber, dass im „Abendland“ eine grundlegende Veränderung passierte, damit was unter Geschlecht, unter Männlichkeit, Weiblichkeit und im Zusammenhang damit unter Familie und Gesellschaft verstanden und gelebt wurde, bestand in diesen Forschungen ein weitgehender Konsens.

Im Folgenden verweise ich beispielhaft auf zwei Forschungen aus dem entstandenen reichen Schatz. Elisabeth Badinter legte in „Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert dar“, dass Mutterliebe, ein der bürgerlichen Weiblichkeit als wesensmäßig eingeschriebenes Gefühl, zumindest adeligen Frauen in Frankreich vor dem 18. Jahrhundert weitgehend abzugehen schien. Sie historisierte eine „weibliche Eigenschaft“, die in der bürgerlichen Geschlechterideologie als Naturkonstante vorausgesetzt wurde (Badinter 1984; französisches Original 1980). Elisabeth Joris und Heide Witzig gingen in „Brave Frauen, aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820-1940)“ sehr detailliert anhand vorhandener Quellen auf Konflikte und Prozesse ein, die sich im 19./20. Jahrhundert im Kanton Zürich nachvollziehen lassen. Sie fragten die Quellen danach, wie Frauen verschiedener sozialer Schichten auf die neuen Anforderungen des bürgerlichen Geschlechterarrangements reagierten.

Die feministischen Historikerinnen der 1980er und 1990er Jahre lasen sich und bezogen sich gegenseitig aufeinander. Sie trafen sich auf Tagungen, verfassten Sammelbände, gaben Zeitungen heraus. Ich will hier einige Namen von feministischen Historikerinnen, Geschlechtergeschichtsforscherinnen nennen, die in meinen Ausführungen hier ansonsten nicht oder kaum vorkommen, und die sehr wesentlich zu dieser Geschichtsforschung beigetragen haben (und ich habe dann immer noch eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten nicht genannt): Ute Gerhard, Ute Frevert, Claudia Honegger, Bettina Heintz, Arlette Farge, Michelle Perrot, Louise A. Tilly, Edith Saurer, Claudia Opitz, Heide Wunder, Uta C. Schmidt, Ursula A. J. Becher, Lyndal Roper (vgl. zum Beispiel Becher/Rüsen 1988; Hausen/Wunder 1992; Roper 1995; aber auch weniger verbreitete Literatur wie Heidegger 1999; Schweighofer 1998).

Die Diskussionen speisten sich auch aus anderen Disziplinen, auf die feministische Kulturanthropologie habe ich bereits hingewiesen. In den 1980er Jahren existierte ein lebhafter Austausch unter feministischer Pädagogik, Germanistik, Geschichte, Ethnologie, Linguistik, Theologie. An der Universität Innsbruck etwa wurde über einige Jahre hinweg ein Interdisziplinäres Frauenforschungsseminar veranstaltet, für Frauensommeruniversitäten wurde in Österreich interdisziplinär zusammengearbeitet. Frau las feministisch-wissenschaftliche Literatur aus den Disziplinen und besuchte Frauenlehrveranstaltungen an verschiedenen Instituten. Mit immer reichhaltiger werdender Literatur war es dann schwerer möglich, den interdisziplinären Überblick zu behalten. In den 1990er Jahren bündelten sich die Disziplinen in den Gender Studies und Cultural Studies.

### **Geschlechterkonstruktion, geschlechtliche Sozialisation, Habitus und Machtverhältnisse**

Die philosophische, literarische sowie naturwissenschaftliche und politische Konstruktion der bürgerlichen Geschlechternormen ist inzwischen gut untersucht.

Die Menschen haben nicht unbedingt so gelebt, wie die Normen das vorgaben. Der Normendiskurs beschäftigte aber seit der Zeit der Aufklärung Männer und Frauen der gebildeten Mittel- und Oberschichten. Entscheidungen über Struktur- und Maßnahmensetzungen wurden dementsprechend getroffen. Ihnen gemäß schriftliche und

bildliche Repräsentationen dominierten zunehmend und formten die Seh-, Hör- und Vorstellungsgewohnheiten von immer mehr Menschen. Unterschichten übernahmen die Normen. Für eine kurze historische Periode, in bestimmten Ländern und sozialen Umfeldern strukturierten sie die Lebensumstände der Menschen unmittelbarer – nämlich in den 1950er/60er Jahren in europäischen und US-amerikanischen Mittelschichten. In diesem Kontext verblieben Hausfrauen für einige Zeit in Haushalten und erzogen Kinder, während Männer aushäusig erwerbstätig waren und dafür Familienlöhne verdienten. Viele Frauen, die in dieser Zeit ihre Familien gründeten, definierten sich als Hausfrauen und nur durch genaueres Nachfragen kommt in solchen Fällen, z.B. bei Tiroler Frauen mit denen ich sprach, zutage, dass sie aber auch Putzjobs machten oder Zimmer an Touristen vermieteten (also mit Erwerbsarbeit auch finanziell zum Familienerhalt beitrugen). Meine um 1910 bis 1930 geborenen Interviewpartnerinnen (Tabakarbeiterinnen, Dienstbotinnen, Bäuerinnen in Tirol) bezogen ihr Selbstverständnis nicht aus einem Hausfrau-Sein – sie beschrieben sich als Bäuerinnen, Arbeiterinnen, Dienstbotinnen, Gewerbetreibende **und** als Frauen, die ihre Kinder versorgten, kochten, die Wohnung putzten etc..

Wenn konkrete Menschen sich bürgerlichen Geschlechternormen gemäß sozialisierten, hieß das nicht, dass sie ein diesen Normen entsprechendes Leben führten oder führen konnten. Aber ihr Denken, Fühlen, Handeln und ihre Körpermuster waren dadurch strukturiert, ihre Wahrnehmung, ihre fortlaufende Selbstproduktion; ebenso die Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die diese Selbstproduktion hervorbrachten.

Norbert Elias und Pierre Bourdieu verwendeten zur Beschreibung dieser Vorgänge und deren Ergebnisse den Begriff „Habitus“. Bourdieu bezog ihn auf Lebensstil, Sprache, Kleidung, Geschmack, Auftreten einer Person, die Auskunft über ihren Platz, ihren Status in der Gesellschaft geben, über Schichtzugehörigkeit und Geschlecht. Der Habitus sei zutiefst verinnerlicht und den Menschen nicht bewusst. Er erscheine ihnen als natürlich.

Gesellschaftliche Klassen seien durch gemeinsame habituelle Strukturen zu erkennen.

Menschen mit ähnlichem Habitus würden sich erkennen und verstehen, könnten ihre Verhaltensweisen, Denkweisen etc. gegenseitig dechiffrieren.

Besonders tief verinnerlicht würde der geschlechtsspezifische Habitus.

*„Das gesellschaftliche Deutungsprinzip konstruiert den anatomischen Unterschied. Und dieser gesellschaftlich konstruierte Unterschied wird dann zu der als etwas Natürliches erscheinenden Grundlage und Bürgerschaft der gesellschaftlichen Sichtweise, die ihn geschaffen hat. Wir haben hier eine zirkelhafte Kausalbeziehung, die das Denken der Evidenz von Herrschaftsverhältnissen einschließt, die in die Objektivität in Form von objektiven Einteilungen, und in die Subjektivität in Form von kognitiven Schemata eingezeichnet sind, die, da sie diesen Einteilungen entsprechend strukturiert sind, die Wahrnehmung dieser objektiven Einteilung organisieren.“*  
(Bourdieu 2005, S. 23)

Bourdieu geht davon aus, dass im Geschlechterverhältnis ein Herrschaftsverhältnis in biologische Natur eingeprägt würde und bezeichnete dieses als symbolische Herrschaft. Eine ungeheure kollektive Sozialisationsarbeit sei erforderlich, um die unterschiedlichen geschlechtlichen Identitäten zu verkörpern – und damit die kulturell erzeugten Geschlechtskörper im Habitus konkreter Menschen zu verankern; und weiters: dadurch die Menschen so zu prägen, dass sie die Welt dementsprechend wahrnahmen (ebd. S. 45). Dieser geschlechtliche Habitus werde weniger gezielt pädagogisch erzeugt, als vielmehr automatisch, indem die Menschen in der geschlechtlich geschichteten und markierten Welt

aufwachsen und sich sozialisierten. Die Menschen wüssten in der Folge nicht mehr, dass ihre Verhaltensweisen mit Herrschaftsverhältnissen zusammenhingen und nicht mit angeborenen Eigenschaften. So entstehe etwa die den Frauen nachgesagte „weibliche Intuition“, da sie lernen, besonders wachsam zu sein, um Wünsche der in der Hierarchie Übergeordneten zu erahnen und drohenden Unannehmlichkeiten, die sich in Blicken oder dem Tonfall ankündigten, auszuweichen (ebd. S. 59). Die Machtmittel von Frauen in diesem Kontext (List, Lüge, Passivität, Aufopferung, stummes Leiden, Manipulation) bestätigten die Verhältnisse und dienten als Beweis für die Boshaftigkeit der Frauen.

*„Wenn die Frauen, die einer Sozialisationsarbeit unterworfen sind, welche auf ihre Herabsetzung und Verneinung zielt, eine Lehre negativer Tugenden wie Selbstverleugnung, Resignation und Schweigen durchmachen, sind die Männer gleichfalls Gefangene und auf versteckte Weise Opfer der herrschenden Vorstellung. Denn genau wie die weiblichen Dispositionen zur Unterwerfung sind auch die Dispositionen, die Männer dazu bringen, die Herrschaft zu beanspruchen und auszuüben, nichts Naturwüchsiges. Auch sie müssen erst in einer langwierigen Sozialisationsarbeit, d.h., wie man gesehen hat, einer Arbeit der aktiven Unterscheidung in bezug [sic] auf das andere Geschlecht, konstruiert werden.“ (ebd. S. 90)*

*„Die Maskulinisierung des männlichen und die Feminisierung des weiblichen Körpers sind gewaltige und in einem bestimmten Sinn unendliche Aufgaben, die heute wohl mehr denn je, einen beträchtlichen Aufwand an Zeit und Anstrengung erfordern und eine Somatisierung des Herrschaftsverhältnisses zur Folge haben, das auf diese Weise naturalisiert wird.“ (Bourdieu 2005, S. 99)*

Im Folgenden geht es nun um Ergebnisse der Männer-, und Geschlechterforschung zur diskursiven Konstruktion und körperlich-psychischen Umsetzung des bürgerlichen Männertypus bzw. der Männertypen mit Bezug zur Konstruktion von Weiblichkeit, um die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit und der Heterobeziehungsnorm.

### **Soldatische Männlichkeit und Erziehung des männlichen bürgerlichen Typus**

1978 publizierte Klaus Theweleit in erster Auflage seine Dissertation „Männerphantasien“ (Theweleit 1980). Er untersuchte die „soldatische Männlichkeit“, in die sich Männer sozialisierten, die im 19. Jahrhundert in Deutschland geboren und erzogen wurden, die als Soldaten im Ersten Weltkrieg kämpften, sich nach dem Krieg in Freikorps organisierten und als Nationalsozialisten der ersten Stunde auftraten: Wie formierte sich diese Männlichkeit sozial, politisch und wie inkorporierte sie sich psychisch-leiblich?

Repressiv sozialisierte Körper und Psychen trafen auf Verhaltensanforderungen, Organisationsformen, Denkmuster bzw. entwickelten diese, die dem, wie diese Männer sich selbst erlebten, eine Anbindung bot. Menschen mit diesem Selbsterleben (unsichere – da von Klein an als schmerzhaft erlebte – Körpergrenzen, Angst vor Auflösung und „Überflutung“ von Innen und Außen etc.) produzierten in ihrem Selbsterleben eine Welt, in der der geordnete Volkskörper von der Überflutung durch mit Schlamm, Fäkalien etc. assoziierten Massen bedroht war – Juden, Kommunisten, Sozialisten, rote Frauen (vgl. Theweleit.1980a, z.B. S. 236ff., S. 401ff.)

Körper/Psychen „soldatischer Männer“ erlitten eine repressiv-gewalttätig-demütigende Erziehung, entsprechend der bürgerlichen Erziehungsnorm im 19. Jahrhundert. Diese Erziehung zielte darauf, den Willen der Zöglinge zu brechen, sie verwendete Prügel und gewalttätige, beschämende Folter-Methoden, ließ Kinder ihre Körpergrenzen schmerzhaft und nicht lustvoll erfahren, drillte Kinder durch eine beschämende und rigide Sauberkeitserziehung. Das eigene Körperinnere (Gefühle ebenso wie Darminhalte) wurde von so Erzogenen als Bedrohung erlebt und später als Schlamm, dunkle Masse, überflutendes Ekelzeug im Außen, an Feinden bekämpft bzw. reproduziert (die Juden, die roten Männer und Frauen, sexuell konnotierte Frauen etc.). Eine Panzerung des Körpers (durch Muskeln, technisches Gerät) wurde angestrebt, um die inneren Fluten einzudämmen und den projizierten äußeren Fluten standzuhalten oder entgegenzutreten. Der soldatische Mann stahlte seinen Körper und gliederte ihn in einen gestählten Heereskörper ein (ich beziehe mich hier auf Theweleit 1980b, z.B. S. 144ff.).

In „buch der könige. Orpheus und eurydike“ beschrieb Theweleit einen Besuch bei Lloyd de Mause und Susan Hein (Theweleit 1988, S. 441ff.). De Mause identifizierte in seinem Buch „History of Childhood“ (de Mause 1974) in der Menschheitsgeschichte sechs chronologisch aufeinanderfolgende Umgangsweisen mit Kindern und der Eltern-Kind-Beziehung: infantiziter Modus; Weggabe-Modus; ambivalenter, intrusiver, sozialisatorischer und unterstützender Modus. Die Beziehungsverfahren produzierten „Psychoklassen“. Theweleit bezweifelte die historische Abfolge, nahm vielmehr Ungleichzeitigkeiten und Nebeneinander verschiedener Modi an und konnte sich auch noch ein paar zusätzliche vorstellen; fand den Gedanken aber brilliant und insbesondere den Begriff der „Psychoklassen“:

*„(...) das mit Ambivalenz behandelte Kind (frühes exzessives Schlagen mit anschließend möglicher Trauer der Mutter) gehört einer anderen Psychoklasse [Psychoklasse kursiv gedruckt im Original; Anm. AS] an, sagt Lloyd, als das Kind der Verfahrensweise ‚Sozialisieren‘, das dazu ausersehen ist, die unbewußten [sic] Wünsche der Eltern in seinem Leben zu erfüllen (‚Delegation‘).“ (Theweleit 1988, S. 447)*

*Theweleit meinte: „Herrschende, folgt hieraus, müßten [sic] darauf sehen, daß [sic] immer genügend Angehörige verschiedener Psychoklassen im Umlauf sind; also dafür sorgen, daß [sic] bestimmte Psychoklassen nicht plötzlich verschwinden. Je mehr von ihnen vorhanden sind, desto besser werden sich Widersprüche säen lassen zwischen Leuten; und desto unklarer und fester [unklarer und fester kursiv gedruckt im Original; Anm. AS] werden die verschiedenen Arten von Zusammenhalt sein, in denen Gruppen, Vereine, Paare und Parteien sich finden.“ (ebd. S. 451)*

Im 18. und 19. Jahrhundert formulierten und praktizierten Pädagogen bzw. Erzieher Erziehungsvorgaben, die in der Stufenterminologie von de Mause ausgedrückt den ambivalenten mit dem intrusiven Modus kombinierten: das Kind ambivalent abwechselnd als gut und böse zu erleben und die Erziehungsbemühungen wesentlich auf den kindlichen Körper zu lenken – das Kind psychisch zu kontrollieren, seinen Willen, seine Bedürfnisse, seine Sexualität, Schuldgefühle zu erzeugen und Gehorsam zu erzwingen. Seit der Aufklärung wurde Erziehung im Sinne der zu formierenden bürgerlichen Geschlechtertypen geschlechtsspezifisch formuliert. Erziehungsanstalten für bürgerliche und adelige Kinder, die für Führungspositionen vorgesehen waren, waren Jungen vorbehalten. In solchen Anstalten tobten Pädagogen ihre Erziehungsvorstellungen aus. Auf die moderne

Pädagogik geht Wolfgang Dressen in seinem 1982 erschienenen Buch „Die pädagogische Maschine: zur Geschichte d. industrialisierten Bewusstseins in Preussen/Deutschland“ ein (Dressen 1982).

Diese Jungen sollten in kapitalistischer Nützlichkeit, dazu passendem Herrschen und Führen und sich Unterordnen, sich Einfügen in Hierarchien trainiert werden und sich mit den Prinzipien der neuen Ökonomie vertraut machen. Eine ganze Reihe von Lehrern und Pädagogen gründete entsprechende Anstalten – sogenannte Philanthropien. Einer von ihnen hieß Christian Gotthilf Salzmann – der Gründer der philanthropischen Anstalt von Schnepfenthal, nahe Gotha in Sachsen, im Jahr 1784. Er wolle sich bemühen „(...) *die Begierde ein Eigentum zu erwerben, zu erregen.*“ (zitiert nach Dressen 1982, S. 156) „*Über die Arbeit zum Erwerb von Eigentum, durch die ‚mühsamsten und anhaltendsten Unternehmungen‘ werden ‚alle Kräfte des Menschen in Thätigkeit‘ versetzt.*“ (ebd. S. 156) Geschenke waren verboten, „*das Gefühl des Mangels muss die erste Triebfeder sein.*“ (ebd. S. 156)

Die Mehrzahl der Zöglinge der philanthropischen Anstalt von Salzmann betätigte sich später tatsächlich als Kaufleute, Fabrikbesitzer oder Beamte – auch Minister fanden sich unter ihnen.

In derselben Anstalt entwickelte der Sportpionier Johann Christoph Friedrich GutsMuths (quasi der Vorgänger von Turnvater Jahn) als Lehrer eine erste Sportpädagogik zur Körperregulierung, die den einzelnen nützlicher machen sollte. „*GutsMuths betrachtete die Gymnastik als das richtige Mittel, um den männlichen Körper für das richtige Mannwerden adäquat einzusetzen. Zielsetzungen der Gymnastik waren Gesundheit, Abhärtung, männlicher Sinn und Mut und anderes.*“ (Schmale 2003, S. 178) Wolfgang Schmale ging in seinem Buch zur „Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450-2000)“ sich verändernden Männlichkeitsmodellen in Europa nach, die gesellschaftlich-ökonomische Transformationsprozesse reflektierten bis hin zur Konstruktion eines hegemonialen Modells für Männlichkeit und Weiblichkeit in der Aufklärung. „*Erst mit der europäischen Aufklärung im 18. Jahrhundert setzten sich relativ einheitliche anthropologische Definitionen von Mensch, Frau und Mann durch, mit deren Dekonstruktion die Gegenwart nach wie vor befasst ist.*“ (Schmale 2003, S. 19)

Schmale spricht von einer „Zwangspädagogik“, durch die aus Jungen Männer werden sollten. „*Erstmals in der neueren Geschichte scheint es angebracht, von der Formulierung einer Geschlechtsidentität zu sprechen, die durch Erziehung zur Entfaltung gebracht wird.*“ (ebd. S. 177) Die essentialisierte körperliche Unterschiedlichkeit von Männern und Frauen bildete die Voraussetzung für „Identität“. Jean Jacques Rousseau lieferte in seinem Erziehungsroman „Emile“ ein Programm zur (manipulativen) Erziehung eines Jungen durch einen Erzieher. Rousseau beschrieb ebenfalls die Erziehung der für Emile vorbestimmten Partnerin Sophie. Emile erschien in diesem Roman grundsätzlich erziehbar als männlicher Staatsbürger, während Sophie als durch ihr Geschlecht in ihrem Verhalten wesentlich determinierter angenommen wurde.

Dem Knaben erziehenden Pädagogen ging es bei seinen Bemühungen jedenfalls nicht nur um äußerlichen Gehorsam, sondern um eine Verinnerlichung dieser Ordnung. Der in Rousseaus Emile beschriebene Erzieher bediente sich hierzu nicht der Mittel physischer Gewalt, sondern der Mittel – modern gesprochen – der positiven Verstärkung und Manipulation: Der Erzieher wisse genau, welcher Emile aus dem Erziehungsvorgang entstehen soll.

Ein Hauptinstrument der Erzieher, um wünschenswerte Resultate zu erzielen, war die Beobachtung: Der Pädagoge beobachtete die Zöglinge unablässig. Allumfassende

Beobachtung war ein Angelpunkt moderner Macht- und Disziplinartechniken (Jeremy Bethams Panopticon), wie auch von Michel Foucault in „Überwachen und Strafen. Die Geburt des modernen Gefängnisses“ analysiert (Foucault 1977) und von Wolfgang Dressen im bereits zitierten Werk (Dressen 1982, S. 84ff.). Diese Techniken wurden aber nicht nur in Gefängnissen, sondern eben gerade auch in Fabriken, Schulen, Erziehungsanstalten konzeptionell verankert und eingesetzt.

Der Erzieher beobachtete und regulierte zunächst aber sich selbst, wie Dressen darstellte. Diese Behandlung seiner selbst und der Zöglinge zielte auf eine selbstregulierte bürgerliche Gesellschaft.

Im Mittelpunkt der möglichst lückenlosen Beobachtung der Zöglinge stand insbesondere, sie von der Masturbation abzuhalten. *„Masturbation muß [sic] schon deshalb verhindert werden, weil sich sonst jeder einzelne der geforderten Ordnung entziehen könnte. Und gleichzeitig wird über dieses Verbot eine möglichst dauernde und intensive Beobachtung gerechtfertigt und soll schließlich vom Kind gegen sich selbst übernommen werden.“* (ebd. S. 168) Die Drohungen, was passiert, wenn ... sind ja hinlänglich bekannt. Um Masturbation zu verhindern wurde ab Ende des 18. bis weit ins 19. Jahrhundert sehr häufig die Infibulation eingesetzt (ebd. S. 172/73) – Infibulation bei Männern bedeutet, dass die Vorhaut mit einem eingesetzten Ring verschlossen wird und somit nicht mehr zurück gestreift werden kann. Der Erzieher Campe beschrieb die Infibulation der Eichel, die eine Erektion verunmöglicht. Diese Praxis ließ sich seit Ende des 18. bis weit ins 19. Jahrhunderts nachvollziehen, wurde von Chirurgen immer wieder empfohlen. Ein bekannter Spezialist dieser Technik war Ferdinand von Gröfe, bekannter deutscher Chirurg des 19. Jahrhunderts und Generalstabsarzt der preußischen Armee.

Die Vorstellung der Abhärtung des Körpers, die GutsMuths und etwas später der „Turnvater“ Jahn durch Gymnastik, durch das Turnen erreichen wollten, feierte große Erfolge in ganz Mitteleuropa, Skandinavien und Frankreich. Johann Christoph Friedrich GutsMuths (1759 bis 1839) Ende des 18. Jahrhunderts und etwas später Friedrich Ludwig Jahn (1778 bis 1852) wurden in Mitteleuropa, Skandinavien und Frankreich vielfach rezipiert. *„Wie auch immer, zusammen mit der Militarisierung des Mannes im 19. Jh. wurde der Sport in Europa zu einem zentralen Instrument der Anerziehung einer ganz bestimmten Männlichkeit.“* (Schmale 2003, S. 181) Der Sport verband Militarismus und Männlichkeit. Militärische Erziehung beruhte auf Demütigung und Erniedrigung des jungen Mannes, um alte Prägungen abzustreifen – im Unterschied zur aufklärerischen Pädagogik, die zwar Strafe und Zwang kannte, aber nicht das Prinzip der Erniedrigung.

Die Knabenerziehung erlebte eine Militarisierung und beinhaltete Wehrhaftigkeit als wesentliches Element anerzogener Disziplin. Die Mädchenerziehung sollte ordentliche, sittsame, arbeitsame Frauen produzieren. Seit dem 19. Jahrhundert wurden eigene Gebetbücher für Mädchen herausgegeben, die geschlechtsspezifische Tugenden propagierten, wie die österreichische Historikerin Edith Saurer analysierte (Saurer 1990). Eine wesentliche Erziehungstechnik im Kontext der Mädchenerziehung stellte deren permanente Beschäftigung durch Arbeit und Gebet dar, was meine Interviewpartnerinnen von ihrem Aufwachsen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts detailliert schilderten. Ab dem 17. Jahrhundert wurden Prinzipien zur Erziehung einer industrialisierten Gesellschaft an armen Menschen in Arbeitshäusern – das erste stand in Amsterdam – aufgestellt und umgesetzt. In dieser Zeit verbreitete sich die manufakturielle Produktion, ab Mitte des 18. Jahrhunderts wurden Fabriken im modernen Sinne eingerichtet (maschinelle Produktion, Arbeitsteilung) – zunächst in England (Webstühle) und dann in Deutschland. In Arbeitshäusern, Fabriken, Gefängnissen wurde seit dem 17. Jahrhundert die Erziehung zu

Arbeit, Ordnung, Sittsamkeit durch beständige Beobachtung und durch Bestrafung von Zuwiderhandeln an Menschen unterer sozialer Schichten ausprobiert und umgesetzt. Die ab der frühen Neuzeit in immer mehr Staaten, Fürstentümern, Reichen etc. eingeführte Schulpflicht stand im Kontext der neuen Erziehungsmaxime. Protestantische Reformatoren forderten erstmals die Einführung einer allgemeinen Schulpflicht für Mädchen und Jungen. In verschiedenen protestantischen deutschen Herrschaftsgebieten erfolgte die Einführung der Schulpflicht für Jungen bereits im 16. Jahrhundert; Mitte des 17. Jahrhunderts wurde in einigen dieser Fürstentümer die allgemeine Schulpflicht verordnet. Für ganz Preußen galt sie ab 1763. Die katholischen Herrschaftsbereiche des späteren Deutschland hinkten dem hinterher. Die 1774 unter Maria Theresia eingeführte Unterrichtspflicht für Österreich und die Kronländer erstreckte sich ebenfalls auf beide Geschlechter.

Die im Verlauf des 19. Jahrhunderts von den europäischen Staaten zunehmend durchgesetzte Schulpflicht trug maßgeblich dazu bei, Menschen aller gesellschaftlichen Schichten, Mädchen und Jungen, dem Disziplinierungsregime zu unterwerfen. Im 19. Jahrhundert musste die Schulpflicht noch vielfach gegen die konkurrierenden Ansprüche der Familien in Bezug auf die Arbeitskraft der Kinder durchgesetzt werden.

Jungen, die als Herrscher ausgebildet werden sollten, wurden fallweise zur Erziehung dem Militär überantwortet, so etwa Rudolf, Sohn von Kaiserin Elisabeth von Österreich („Sissi“) und Kaiser Franz Josef. Auf Wunsch seines Vaters erhielt das Kind eine harte militärische Ausbildung, bis seine Mutter dieser Qual ein Ende setzte. Stundenlanges Exerzieren in Regen und Kälte oder water boarding waren zwei der perfiden Methoden auf der Erziehungsagenda.

Kaiser Wilhelm II. erfuhr eine grausame erzieherische Behandlung aufgrund seines linken behinderten Arms. Der Arm sollte zur Gesundung gezwungen werden und das Kind erlitt Torturen.

Der Film „das weiße Band“ des Regisseurs Michael Haneke zeigt diese von Moral durchdrungene, grausame Erziehung – kalkulierte Grausamkeit kombiniert mit systematischer Beschuldigung und Beschämung – in einem norddeutschen Pastorenhaushalt vor dem Ersten Weltkrieg.

Pädagogik wird zunächst zur Herstellung von für die Industrialisierung, die kapitalistische Ökonomie, die Politik und Militarisierung von Nationalstaaten zweckhaften Ober- und Unterschicht-Körpern/Psychen erfunden: Erziehung von disziplinierten Arbeiter\_innenpersönlichkeiten für die Manufakturen, für die Fabriken und Erziehung von disziplinierten bürgerlichen Führungspersönlichkeiten. Körper/Psychen sollten erzeugt werden, die imstande waren, Arbeit mit dem Ziel der Gewinnmaximierung zu effektivieren. Parallel zur Industrialisierung und arbeitsteiligen Organisation des Produzierens, zur Ausbreitung eines schließlich globalen kapitalistischen Waren- und Geldmarktes transformierten sich Monarchien in aufgeklärt-absolutistische und formierten sich Nationalstaaten, die dieses Wirtschaften förderten, verbunden mit all den hinlänglich bekannten nationalistischen Chauvinismen als legitimierende Ideologien. Es sollten Körper verfügbar gemacht werden, die für die Konkurrenz- und Machtpolitik der Nationalstaaten auf diverse Schlachtfelder marschierten.

Pädagogik gehört ebenso in diesen Kontext wie die Neuformierung der bürgerlichen Geschlechterverhältnisse und der bürgerlichen Kleinfamilie. Pädagogik transformierte seit der Aufklärung ein bürgerliches Geschlechterkonzept in „Realität“. Die bürgerlichen Geschlechterleitbilder basierten auf einer hierarchisierenden Entgegensetzung von Geist und Materie, mit dem Geist in der Herrschaftsposition gegenüber der Materie. Diese Unterwerfung und damit verbundene Abwertung begründete die Verfügbarmachung der

Materie als dienende, zuarbeitende, den geistigen Projekten zur Verfügung stehende Stofflichkeit. Diese für sich selbst als willenlos gedachte Materie erfuhr ihre Sinnbestimmung durch den Geist. Dieses Basismuster wurde nicht nur den Geschlechterverhältnissen eingeschrieben, sondern generell den Verhältnissen zwischen weißen, bürgerlichen, adeligen, halbwegs wohlhabenden Mittel- und Oberschichtmännern und über Rasse, Ethnie, körperliche/geistige Gesundheit/Krankheit, sexuelle Orientierung, Genderorientierung, soziale Schicht, Alter etc. stereotypisierten Gruppen von Menschen.

Die grundlegende Konnotation der Materie als weiblich und die damit begründete Unterlegenheit des weiblichen Geschlechts als solchem war für Frauen folgenreich. Sie wurde in Gesetzen verankert (z.B. dass Ehemänner über den Besitz ihrer Frauen verfügen konnten, dass sie bestimmen konnten, was ihre Frauen arbeiteten) und wurde zu einem Glaubenssatz, zu einer handlungsleitenden Prämisse für Männer und Frauen. Nicht dem idealen Männertypus entsprechende Männer, die in den Männerhierarchien und gesellschaftlichen Hierarchien keine herrschaftlichen Plätze erreichen konnten, hatten wenigstens die Möglichkeit, über eine Frau zu verfügen, wenn schon über sonst nichts. Zunächst von Philosophen formuliert, die Themen aufgriffen, die „in der Luft lagen“, erfolgte im Verlauf des 19. und dann 20. Jahrhunderts eine Umsetzung der in der Aufklärung formulierten Geschlechterverhältnisse über Gesetzgebungen, Sozialpolitik, Lohngestaltung etc., sowie über mediale Verbildlichung und Inszenierung.

Theweleit folgend existiert der Psyche- und Körpertypus, wie er aus der bürgerlichen Erziehung und Sozialisation des soldatischen Mannes hervorging, schon viel länger und geografisch verbreiteter als seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland.

In seiner Publikation „Das Lachen der Täter: Breivik u.a. Psychogramm der Tötungslust“ beschreibt er Breivik, diverse Dschihadisten, SS-Männer, ruandische Hutu-Schlächter etc. als diesen Tätertypus. Ein Unterschied in Bezug darauf, ob und wie solche Tätertypen (gewalttätig, mordend, vergewaltigend) agieren, ergibt sich daraus, welche Anschlussmöglichkeiten an übergeordnete, womöglich sogar „legale“, an der (Staats-, Putsch- oder „Vakuums“)Macht Befindliche Formationen gerade zur Verfügung stehen. So nicht in eine real existierende Formation eingebunden, sondern als Einzeltäter unterwegs, bezeichnet er sie (etwas Breivik) mit dem Begriff „frei flottierender SS-Mann“.

Körperlich-psychisch-gesellschaftliche Verunsicherung, Auflösungsangst, befürchtetes oder tatsächliches nicht-hinein-Kommen (in eine Sicherheit gebende Mehrheits-Community) scheinen ein Bedingungsraaster zu bilden für eine solche Entwicklung, vorzugsweise während Pubertät, Adoleszenz, wenn sich sämtliche Selbstgewissheiten ohnehin verschieben und man sich körperlich-psychisch-sozial neu zusammenfinden muss.

*„Westeuropäische Jugendliche, die sich in diesem Prozess dem IS anschließen, sind dabei nicht notwendigerweise ‚soldatische Männer‘ älteren Stils, die den Zusammenbruch ihres angedrillten Körperpanzers fürchten. Dieser entsteht heute in Gesellschaften mit marginalem Militär nur noch in Ausnahmefällen. Es sind vielmehr – den Berichten nach, die wir über solche Jugendliche haben – junge Menschen mit fundamentalen gesellschaftlichen und körperlichen Unsicherheiten, welchen sie zuerst ‚ideologisch‘ zu begegnen versuchen (Kontakte mit Korangeübten; Übertritt zum Islam), bevor der praktische Schritt hin nach Syrien oder den Nordirak erfolgt.“*  
Theweleit 2015, S. 170)

Wieso Jugendliche in dieser Phase ihre Verunsicherung in einen solchen Anschluss kanalisieren oder nicht, bleibt schwer zu beantworten. Dazu bräuchte es wohl eine sehr, sehr subtile, differenzierte Ergründung von deren Psycho-Leibes-Sozialbiographien. Jedenfalls, so konstatiert Theweleit, gäbe es den „Typ Breivik“ *„(...) von Beginn dieser Kultur an, also seit etwa 12000 Jahren; denn etwa ab da gibt es die Grundstruktur heutiger Institutionen.“* (ebd. S. 172) Diese Kultur konkretisiert er als „eurasiatische“ Bauern- und Technologie-Kultur. Matriarchatsforscherinnen und andere Feministinnen datieren auf vor etwa 12000 Jahren die Entstehung des Patriarchats bzw. patriarchaler Herrschaftstechniken. Den Zivilisationsprozess der entsprechenden Kultur, fasst Theweleit als *„(...) der ständige Versuch der Eindämmung der Daseinsweisen dieses selbstgeborenen Kriegertyps: seiner Art der Realitätsproduktion, die nicht abkoppelbar ist von physischer Gewalt.“* (ebd. S. 172) Gleichzeitig ist aber eben die Produktion solcher Typen (Theweleit nennt sie in den Männerphantasien auch die nicht-zu-Ende-Geborenen), die ihr Fragmentierungs-, Auflösungs-erleben gewaltsam außerhalb ihrer selbst ausagieren, in dieser Art von Institutionen-, Hierarchisierungskulturen offenbar angelegt. Und steht Keule, Speer, Gewehr oder Drohne bei Fuß, sobald ein entsprechendes Regime sie anfordert.

### Ein-Geschlechtmodell – Zwei-Geschlechtmodell

Doch zurück zur bürgerlichen Spezifität der Geschlechterkonstruktion bzw. zur Zeit vor der Erfindung der bürgerlichen Geschlechtscharaktere. Was war anders? Wie konnten die Geschlechter anders wahrgenommen werden, als sie nach unserem modernen Verständnis nun einmal zu sein scheinen: Menschen mit unterschiedlichen Körpern; die einen Körper können Kinder kriegen, haben also Eierstöcke, Vulva, Brüste; die anderen Körper tragen zum Kindermachen bei durch Samen und produzieren Hormone, die aggressiver, offensiver, bewegungsaffiner und kräftiger machen? Was war vor der Polarisierung der bürgerlichen Geschlechtscharaktere zu deren Reflexion u.a. Karin Hausen anregte und wie verankerten sich die dann polarisierten Geschlechtscharaktere im kollektiven Bewussten und Unbewussten? Eine Antwort darauf bietet Thomas Laqueur an.

1990 erschien das englische Original von „Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud“ und 1992 die deutsche Version „Auf den Leib geschrieben. Eine Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud“. Laqueur untersuchte darin das Verständnis von männlich und weiblich, das einer Reihe von verbreiteten philosophischen Schriften und medizinischen Traktaten seit der Antike bis zur Aufklärung zugrunde lag. In der philosophisch-wissenschaftlichen Denkwelt der Aufklärung ereignete sich dem gegenüber ein Paradigmenwechsel.

Im tradierten Mainstream der antiken und mittelalterlichen Philosophie, Medizin und Theologie wurden Frauen als schwächere, verkrüppelte, minderwertigere Männchen definiert (Laqueur 1990, S. 34/35). Der männliche galt als der menschliche Grundtypus. Thomas Laqueur prägte dafür den Begriff „Ein-Geschlecht-Modell“. Es wurde angenommen, dass nur ein Geschlecht in unterschiedlich ausgeprägten Varianten existiere. Die Zuständigkeiten von Männern und Frauen wurden, so führt Laqueur aus, in der Antike und im Mittelalter durch „Gender“, also durch ihre soziale Rolle legitimiert, nicht durch biologische Eigenheiten.

*„I want to propose instead that in these pre-Enlightenment texts, and even some later ones sex [sex kursiv gedruckt im Original; Anm. AS] or the body must be understood as the epiphenomenon, while gender [gender kursiv gedruckt im Original; Anm. AS] what*

*we would take to be a cultural category, was primary or 'real'. Gender – man and woman – mattered a great deal and was part of the order of things; sex was conventional, though modern terminology makes such a reordering nonsensical. At the very least, what we call sex and gender were in the 'one-sex-model' explicitly bound up in a circle of meanings from which escape to a supposed biological substrate – the strategy of the Enlightenment – was impossible. In the world of one sex, it was precisely when talk seemed to be most directly about the biology of two sexes that it was most embedded in the politics of gender, in culture. To be a man or a woman was to hold a social rank, a place in society, to assume a cultural role, not to be [be kursiv gedruckt im Original; Anm. AS] organically one or the other of two incommensurable sexes. Sex before the seventeenth century in other words, was still a sociological and not an ontological category.” (Laqueur 1990, S. 8)*

Es wurde nicht versucht, soziale Rollen biologisch zu begründen (das Konstrukt „Biologie“ existierte nicht). Es bestand keine Notwendigkeit für die entsprechenden Experten, ein exaktes Vokabular für biologische Geschlechterunterschiede zu definieren. *„There existed many genders, but only one adaptable sex.“* (ebd. S. 35)

Dieses Verständnis einer menschlichen Grundform in verschiedenen Ausprägungen basierte auf der vier-Säfte-Lehre, wie vom griechischen Arzt Galen (2. Jahrhundert n.C.) tradiert: Die Menschen bestünden aus Blut, Schleim, gelber Galle und schwarzer Galle (zugeordnet den vier Elementen, vier Organen, vier Qualitäten [Mischungen aus feucht, trocken, kalt, warm] und den vier Geschmacksrichtungen). Seine Humoralpathologie wurde bis ins 19. Jahrhundert in der Medizin rezipiert.

Durch Wärme würden die vier Säfte zu unterschiedlichen Substanzen verkocht. Damit begründete sich die männliche Perfektion: Männer wären wärmer und ihr Blut würde zu Samen verkocht. Frauen seien kühler, weshalb ihr Blut als Menstruationsblut ausgeschieden würde.

Anatomen der Renaissance fanden beim Sezieren genau das in den Traktaten Beschriebene vor: **einen** menschlichen Körper; die Organe des Körpers der Frau waren nach der Blaupause des männlichen geformt. *„Die Ideologie nicht die Genauigkeit der Beobachtung entschied darüber, wie man sah und auf welche Unterschiede es ankam.“* (Laqueur 1992, S. 106)

In der Zeit der Aufklärung begannen Philosophen, wie erwähnt, Frauen und Männer als essentiell unterschiedliche Wesen zu erschaffen, in einer Zeit des Ringens um eine neue gesellschaftliche (und symbolische) Ordnung.

*„Durch das sich zu dieser Zeit verändernde Bild der Frau zu einem eigenständigen, begehrenden Wesen, das in eine Welt eingetreten ist, die ganz und gar männlich bestimmt ist, sehen sich um 1800 viele unterschiedliche Autoren dazu veranlasst, das, worauf es als fundamentalen Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht und folglich zwischen Mann und Frau ankommt, an beobachtbaren biologischen Unterschiedlichkeiten festzumachen und diese in einer radikal anderen Sprache zum Ausdruck zu bringen.“* (Fubel 2008, S. 8)

Im Kern dieser Neuordnung stand das bürgerliche Geschlechterverhältnis, das entsprechende Verständnis von Männlichkeit und Weiblichkeit (bzw. die „Entdeckung“ = Erfindung von Männlichkeit und Weiblichkeit als biologische Gegebenheiten), von Kindheit, von Familie, Erziehung und Staat.

Frau und Mann wurden nun als zwei grundlegend unterschiedliche, inkommensurable Wesen konstruiert. Die Anatomen begannen diese Wesen zu *sehen* und demgemäß beim Sezieren unterschiedliche Organe zu entdecken – die Gebärmutter zum Beispiel interpretierten sie nicht mehr als nach Innen gestülpten Penis, sondern als Uterus. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts vollendete sich diese „Entdeckungsreise“. Die Unterschiede waren in biologischer Terminologie kodifiziert. Die Biologie und die moderne Medizin selbst konstituierten sich als Wissenschaften unter anderem durch die Erforschung solcher Unterschiede (auch der Untersuchung = Konstruktion von Unterschieden zwischen Rassen, Juden und Nicht-Juden, Kranken und Gesunden etc.) (vgl. Laqueur 1990 bzw. 1992). Solange Unterschiede zwischen Männern und Frauen sozial und schichtspezifisch bestimmt wurden, existierte kein gemeinsames Bewusstsein aller Frauen. Nun wurde mit der bürgerlichen Definition des weiblichen Geschlechtscharakters die Grundlage für ein feministisches Bewusstsein gelegt – für die Wahr-Nehmung eines Gemeinsamen aller Frauen (Lerner 1993).

Die biologische Polarisierung begründete unterschiedliche gesellschaftliche Aufgaben-, Orts-, Macht- und Ressourcenzuweisungen. Die entsprechende Weiblichkeit verkörperte sich in der bürgerlichen Mutter – eine von der Öffentlichkeit abgesonderte, auf die Sphäre des Kernfamilienhaushaltes beschränkte Person, die dort Mann und Kinder versorgen und die ihre jüngeren Kinder selbst erziehen sollte (die älteren männlichen Kinder hingegen sollten von männlichen Erziehern unter die Fittiche genommen werden). Männlichkeit verkörperte sich im Familienvater, der in der rauen, gefährlichen Welt draußen öffentlich tätig sein und sich zur Regeneration durch seine Frau in die traute Häuslichkeit zurückbegeben sollte. Wie gesagt, untersuchte Laqueur philosophische, medizinische Schriften und nicht „die Realität“ – allerdings verbalisierten und schufen diese Wahrnehmungsweisen „Realität“. Laqueur beschrieb, dass es lange dauerte, bis die neue Wahrnehmung umfassend durchgesetzt war und in alle gesellschaftlichen Schichten diffundierte.

Claudia Honegger beschreibt im Buch „Die Ordnung der Geschlechter“, das etwa zeitgleich mit der deutschen Version von Laqueurs Untersuchung herauskam, wie die Anatomie zur Festlegung des Geschlechterunterschieds die philosophische, anthropologische Diskussion zur Dualisierung der Geschlechter ablöste, die in der Aufklärungszeit und Anfang des 19. Jahrhunderts dazu geführt wurde (Honegger 1991).

Verbildlichungstechniken (Zeichnungen, Skizzen) bildeten neben der Schrift das zentrale Mittel, um die neue Perspektive auf den menschlichen Körper zu argumentieren. Das Bild konstruierte eine Welt und lieferte sich den eigenen Beweis dazu, das Bild erhob Wahrheitsanspruch und stellte Wirklichkeit her, es machte das Dargestellte als Objekt verfügbar. Maschinelle und computerisierte Visualisierungstechniken strukturierten seit dem 19. Jahrhundert die menschliche Weltwahrnehmung und damit das, was geglaubt bzw. als wirklich erlebt wurde (Fotographie, Film, Video, Mikroskopie, Ultraschall, Tomographen). Die verbildlichten Wahrheiten wurden naturwissenschaftlich verbalisiert und in eine sprachliche Wahrheit gefasst.

Laqueur wurde dafür kritisiert, dass er sich nicht darauf bezog, wie Frauen selbst sich wahrgenommen hätten. Barbara Duden beforschte zu dieser Frage die Akten eines Eisenacher Arztes um 1730. Ihre Ergebnisse verdeutlichen, dass die Säftelehre in dieser Zeit auch die Selbstwahrnehmung von Frauen bestimmt haben dürfte, nicht nur den gelehrten Diskurs (Duden 1987). In einer Vorlesung, die Duden im Wintersemester 1992/93 an der Universität Innsbruck hielt, betonte sie eingangs: Der moderne Frauenkörper ist wie der Frauenkörper des 18. Jahrhunderts ein historisch-kulturelles Gebilde. Das heißt, den

Frauenkörper des 18. Jahrhunderts gibt es nicht mehr, ich kann mich nie mehr so fühlen, wie eine Frau damals.

In einem von mir durchgeführten lebensgeschichtlichen Interview (1991) berichtete die Interviewpartnerin (Tiroler Dorf, in den 1920er Jahren geboren, bäuerliche Herkunft): Ihr Vater war gewalttätig gegen Mutter und Kinder. Die Mutter arbeitete am kleinen Bauernhof zuverlässig für die Existenz der Familie, während der Vater häufig trank und regelmäßig abwesend war. Einmal fuhr er nach Südtirol und kam nicht wieder zurück, weil ihm unterwegs das Geld ausgegangen war. Die Mutter fuhr ihm mit Geld nach und holte ihn nach Hause. Einige Zeit später erkrankte sie schwer und verstarb. Die Interviewpartnerin vermutete, dass diese Krankheit von einem zu kalten Glas Wein herrührte, das die Mutter am Brenner Pass trank und durch das sie sich das Blut verkühlte. Meine Interviewpartnerin fasste die Erkrankung ihrer Mutter also noch in den 1990er Jahren in die Terminologie der antiken Säftelehre, kalter Wein verkühlte das Blut, den die Mutter in einer für sie sehr schmerzhaften, belastenden Situation am Brenner Pass – einem Ort des Übergangs – zu sich nahm.

### **Hegemoniale Männlichkeit – bürgerliche Männlichkeitskonstruktion**

Pädagogik im Sinne des Wortes bedeutet die Erziehung der Knaben. Sie galt zunächst der Einweisung von bürgerlichen und adeligen Jungen in die Männerhierarchien in Erwerbswelt, Politik und Religion; in den männlichen Habitus, in Herrschafts- und Unterordnungsbereitschaft. Der bürgerliche Männlichkeitsstereotyp verallgemeinerte sich im Lauf des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts für westliche, weiße Männer.

Reawyn Connell prägte zur Bezeichnung der an diesen Typus angelehnten Versionen von Männlichkeit in seinem Buch „Masculinities“ von 1995 den Begriff der „hegemonialen Männlichkeit“. In Deutsch erschien es 1998 unter dem Titel „Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten“. Reawyn, früher Robert, Connell, 1944 in Australien geboren, ist Professorin für Erziehungswissenschaft an der Universität Sydney. Sie hatte 1999 die Marie-Jehoda-Proffessur für Internationale Frauenforschung an der Ruhr-Universität Bochum inne.

Connell wies darauf hin, dass sich die damit verbundenen gesellschaftlichen Hegemoniestrukturen in sich verändernden Umständen zwar modifizierten, dass sie aber bislang nicht grundlegend aus dem Sattel gehoben wurden.

*„Das Interesse von Männern am Patriarchat ist in der hegemonialen Männlichkeit konzentriert und wird von der kulturellen Maschinerie verteidigt, die die hegemoniale Männlichkeit hochhält. Dieses Interesse ist auch im Staat institutionalisiert, wird durch Gewalt, Spott und Einschüchterung im Leben von heterosexuellen Männern aufrechtzuerhalten [sic] (...) und mit Gewalt durchgesetzt gegenüber Frauen und Schwulen. Das westliche Muster der Verknüpfung von Männerinteressen mit dem Patriarchat hat sich durch die Weltwirtschaft und die Globalisierung der Kultur auf der ganzen Welt verbreitet. In den Metropolen wird sie noch verstärkt durch die Vermarktung männlicher Vorbilder, zum Beispiel Spitzensportler, und durch ein geheimes Einverständnis zwischen der Waffenlobby und den Massenmedien hinsichtlich der Verherrlichung von Gewalt. Das Interesse der Männer am Patriarchat wird auch durch Verknüpfung von Fraueninteressen mit dem Patriarchat gestützt, wie es sich beispielsweise in der Loyalität zu patriarchalen Religionen, im Interesse an Liebesgeschichten und in der Förderung von Differenz/Dominanz zwischen*

*männlichen und weiblichen Kindern ausdrückt, ganz zu schweigen von Aktivitäten von Frauen, die gegen das Recht auf Schwangerschaftsabbruch oder Homosexualität gerichtet sind.“ (Connell 1998, S. 264/65)*

Der Begriff „hegemoniale Männlichkeit“ bezeichnet nicht **einen** bestimmten Charakter, sondern „(...) jene Form der Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt.“ (ebd. S. 97) Hegemonie meine die kulturelle Dominanz von Männern in der Gesellschaft; innerhalb derer gäbe es Beziehungen von Dominanz und Unterordnung zwischen verschiedenen Gruppen von Männern (z.B. heterosexuelle – homosexuelle). Obwohl nur eine kleine Anzahl von Männern Hegemonie und Dominanz umfassend praktiziere, profitiere die Mehrheit der Männer davon und habe damit an der „patriarchalen Dividende“ teil (ebd. S. 99/100). Stets dominiere eine Form der hegemonialen Männlichkeit. Homophobie und Antisexismus seien Ausgrenzungsstrategien, die die Vorherrschaft normativer Männlichkeitsmodelle aufrechterhielten. Ein zentrales systemerhaltendes Verhältnis zwischen Männlichkeiten betrifft das der Komplizenschaft. *„Als Komplizenhaft verstehen wir in diesem Sinne Männlichkeiten, die zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen.“* (ebd. S. 100)

Edgar Forster, Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Fribourg mit Arbeitsschwerpunkt u.a. in Gender Studies und Männerforschung, benennt das Patriarchat auf Connell bezugnehmend als einen strukturellen Modus der Sozialorganisation, eine latente Struktur, die dem empirischen Handeln zugrunde liegt.

*„Diese Struktur hat zwei Folgen: Sie kann erstens von Männern nicht individuell außer Kraft gesetzt werden. Und zweitens ziehen Männer, ob sie wollen oder nicht, aus dieser Sozialorganisation einen Gewinn. Von Robert Connell stammt der Begriff ‚patriarchale Dividende‘. Er hat in dem Buch Der gemachte Mann (1999) das komplexe Verhältnis von Männlichkeiten beschrieben.“* (Forster 2000, S. 128)

Ihre Bedeutung bekämen die konkreten alltäglichen Praktiken nicht nur durch das System, sondern auch durch einen allgemeinen Rahmen, der das Denken und Handeln definiert, den Phallogentrismus.

Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit wurde sowohl in den Gender Studies rezipiert als auch in praktischeren Zusammenhängen, wie etwa von in der Jungen- und Männerarbeit (z.B. Männerberatung) tätigen Experten. Es bot sowohl einen Interpretationsrahmen für die wissenschaftliche Untersuchung von Geschlechterverhältnissen als auch für die Analyse von individuellen Schicksalen etwa in der Beratung.

Connells Buch ist quasi ein „must have read“ der Geschlechterforschung. Weniger Aufmerksamkeit bei Geschlechterforscher\_innen erreichte ein ziemlich zeitgleich mit „Masculinities“ publiziertes Buch von George Lachmann Mosse (1918-1999). Mosse war ein US-amerikanischer Historiker deutsch-jüdischer Herkunft, Sohn eines Verlegerehepaars in Berlin. Die Nationalsozialisten zwangen ihn 1933 zur Emigration – über Frankreich nach England, wo er studierte (1936-39). Er schloss sein Studium in den USA ab, wurde US-Staatsbürger, arbeitete an verschiedenen Universitäten in den USA und an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Als Historiker befasste er sich besonders mit dem 20. Jahrhundert, den Weltkriegen, dem Nationalsozialismus, der Geschichte des europäischen Judentums, mit

Rassismus, dem Verhältnis von Nationalismus und Sexualität – und kam von daher (ähnlich wie Klaus Theweleit) zur Frage nach der Männlichkeitskonstruktion, die faschismusaffine Männertypen hervorbringt.

Im Buch „The Image of Man. The Creation of Modern Masculinity“ (Mosse 1996) (in Deutsch: Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit) unternahm er eine historische Untersuchung zur Entstehung des bürgerlichen Männlichkeitsstereotyps (eines hegemonialen Typus in der Terminologie von Connell). Das Buch erschien, wie gesagt, etwa zeitgleich mit dem englischsprachigen Original von Connells „Masculinities“, die beiden Werke nahmen nicht aufeinander Bezug.

Die Norm moderner Männlichkeit (nach Mosse bezogen in erster Linie auf Deutschland, Österreich) wurde zwischen der 2. Hälfte des 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts formuliert – die Bestandteile gab es bereits, aber sie wurden systematisiert und in einen Stereotyp gefasst. *„Stereotyping meant that men and women were homogenized, considered not as individuals but as types. (...) Stereotyping meant giving to each man all the attributes of the group to which he was said to belong.“* (Mosse 1996, S. 6)

Diese Stereotypisierungswut, will ich hier hinzufügen, wurde unterstützt durch die Klassifizierungsleidenschaft der neuen Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts: Man suchte beständig nach der Urform, dem Grundtypus, vermaß alle und alles, teilte in Kategorien, Unterkategorien, Klassen und Typen ein, schuf verästelte und verzweigte Klassifikationssysteme.

Als sich konstituierender, positiver Männerstereotyp diente nach Mosse ein bürgerliches Mittelklasse-Ideal, das sich in obere und untere Schichten verbreitete. Es gehörte nicht zu einer politischen Richtung, sondern wurde genauso von den Konservativen wie von der Arbeiterbewegung und ebenso von nationalistischen Bewegungen übernommen und spezifisch ausgeformt. Moderne Maskulinität war das Ziel der deutschen BILDUNG – Willensstärke, Selbstkontrolle und Tugend waren ebenso darin enthalten wie die Hingabe an die Freiheit (*„(...) commitment to freedom (...)“*) (Mosse 1996, S. 7). Trotz struktureller Veränderungen der modernen Gesellschaft, blieb der männliche Stereotyp seit seiner Ausgestaltung im Prinzip intakt. *„The construction of modern masculinity was closely linked to the new bourgeois society that was in the making at the end of the eighteenth century. It was then that a stereotype of manliness emerged that we recognize even today.“* (Mosse 1996, S. 17)

„Männlichkeit“ hing nicht von einer spezifischen ökonomischen, politischen, sozialen Konstellation ab, aber von einem bestimmten moralischen Imperativ, bestimmtem Erscheinen, von Verhaltensstandards.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Weiblichkeitsstereotyp. Die Frau symbolisierte die Liebesfähigkeit bezüglich konkreter Menschen, Empathie, Selbstlosigkeit, Vergangenheit, Unschuld, Keuschheit, der Mann hingegen Ordnung, Fortschritt und die Hingabe an abstrakte Werte.

Dies verstärkte die klare wesensmäßige Unterscheidung von Männern und Frauen, die während der letzten Jahrhunderte so grundlegend für die moderne Gesellschaft wurde. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verloren Frauen den kleinen sozialen Gewinn, den ihnen die Aufklärung gebracht hatte, und wurden auf die Sphäre von Haushalt und Kindererziehung beschränkt. An dieser Stelle will ich anfügen, dass diese Beschränkung bis auf einige wenige bürgerliche Familien, die sich das „leisten“ konnten, eine symbolische war. Reale Frauen, v.a. unterer, nicht wohlhabender Schichten und auch bürgerlicher Familien waren erwerbstätig. Der bürgerliche Geschlechterstereotyp seit der Aufklärung ist, wie erwähnt, ausgesprochen beständig. Er zeigte und zeigt sich aber in unterschiedlichen historischen Situationen mit

unterschiedlichen Akzenten. Bewegungen wie die Dekadenz des fin de siècle, welterschütternde Ereignisse wie der erste Weltkrieg und darauf folgende politische Neuordnungen hinterließen Spuren, holten latente Aspekte des Stereotyps hervor. Gegenstereotypen bestätigten die Stärke des Kern-Stereotyps. Als Gegenstereotype fungierten traditionelle Außenseiter wie Juden oder Zigeuner, diejenigen, die nicht in soziale Normen passten, Kranke, Kriminelle, unmännliche Männer und unweibliche Frauen, Homosexuelle und Lesben. Das Ideal brauchte den Gegentyp (in Connells Terminologie untergeordnete oder marginalisierte Männlichkeiten).

Das Bild weiblicher Passivität blieb trotz der Frauenbewegungen bis nach dem Ersten Weltkrieg in bürgerlicher Perspektive dominant. Der männliche Stereotyp schien, so Mosse, über die Zeit aber konsistenter als der weibliche gewesen zu sein.

Was machte nun diesen Stereotyp aus? Ende des 18. Jahrhunderts erschien ein konsistenter alles umfassender Stereotyp, der die ganze Persönlichkeit einbezog mit Standards für Aussehen, Erscheinung und Verhalten. Ab der Aufklärung (Locke, Rousseau) galt ein Körper, der gut in Form ist, als Grundlage für die moralische Verfassung des Mannes (Mosse 1996, S. 27). Das Ideal war von den antiken Griechen inspiriert als eines der nachhaltigsten Beispiele für diesen Einfluss in Europa. Johann Joachim Winckelmann (1717-1768), Archäologe und Kunsthistoriker, besessen von griechischen Skulpturen, die seit Jahrhunderten wenig beachtet worden waren, Bibliothekar in Sachsen, trat 1759 in den Dienst von Kardinal Albani in Rom, um dessen Sammlung zu katalogisieren. Die Hauptwerke griechischer Skulptur befanden sich genau dort, im Vatikan. Winckelmann schrieb darüber sein Hauptwerk und popularisierte die griechische Skulpturenästhetik. Als paradigmatisches Männlichkeitsvorbild beschrieb er Statuen junger Athleten: Kraft, Männlichkeit, Harmonie, Proportion und Selbstkontrolle drückten sich in Körper und Bewegung aus. Winckelmann war homosexuell – homoerotische Sensibilität stand am Anfang der Normierung des männlichen Ideals in der westlichen Welt.

Dieses Schönheitskonzept trat seinen Siegeszug in einer zunehmend visuell orientierten Welt an und beeinflusste die Symbole des privaten und öffentlichen Lebens. Im 19. Jahrhundert wurde Winckelmann gerade im gebildeten Mittelschichtmilieu in Deutschland und dann auch in anderen Ländern rezipiert und hoch gehalten – an Universitäten, wo etwa jährlich sein Geburtstag gefeiert wurde, wie Mosse darlegte. Winckelmanns Ideal durchlief einen Institutionalisierungsprozess, dem sich auch die höheren Schulen anschlossen. Goethe, um ein Beispiel für Winckelmanns Rezeption und Wirkung anzubringen, pries diesen für die Idealisierung des autonomen Menschen, der sich selbst durch Kunst zu größerer Humanität bilden müsse (ebd. S. 29ff.).

Winckelmann wurde außerhalb deutscher Herrschaftsgebiete, so etwa in Frankreich, enthusiastisch aufgenommen (sein Werk 1755 ins Französische übersetzt). Granden der Französischen Revolution bezogen sich auf sein Ideal. Jacques-Louis David beispielsweise, wichtigster Maler der Französischen Revolution, bewunderte Winckelmann (ebd. S. 37). David war vor der Revolution für den französischen König tätig und hinterher für Napoleon (vgl. Davids Gemälde zur Krönung Napoleons in Notre Dame). David wirkte nachhaltig, indem er 400 Maler ausbildete. 1816 wurde er allerdings aus der Académie royale de peinture et de sculpture geworfen, da er für die Enthauptung Ludwigs XVI gestimmt hatte. Daraufhin bot ihm der preußische König eine gute Stelle an. David ging jedoch nach Belgien, um Frankreich nahe zu bleiben.

Im 19. Jahrhundert wurde Winckelmanns Ideal weiterhin angenommen, aber auch kritisiert und verändert, etwa in England. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts besagte die Hauptkritik

(etwa auch von Medizinern vorgebracht), das griechische Ideal wäre zu passiv und nicht nahe genug an der Realität.

Der Standard jedenfalls war Ende des 18. Jahrhunderts gesetzt und wurde dann vereinnahmt von denen, die nationale oder rassische Besonderheiten betonten – ohne zu realisieren, dass die rivalisierenden Nationen ein ganz ähnliches männliches Ideal teilten. Deutsche Verfechter einer arischen Rasse behaupteten, dass die Arier aus dem Fernen Osten kommend durch Griechenland gewandert wären und dort das Beste der antiken Welt übernommen hätten.

Das Ideal war klar, aber wie konnte es erreicht werden? Der Weg dahin führte über die Gymnastik! Wie bereits Wolfgang Dressen folgend erwähnt, popularisierten J.F.C. Guts Muth (Gymnastik für die Jugend, 1793) und Friedrich Ludwig Jahn zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Gymnastik in Deutschland (ebd. S. 41ff.). Jahn sah Gymnastik als Mittel, um wahre Männlichkeit zu formen und als Grundlage militärischer Fähigkeiten. Seit 1811 machten Gruppen von Männern Gymnastik auf der Berliner Hasenheide und beförderten damit in rasantem Tempo ihre Verbreitung. Jahn änderte das lateinische Wort Gymnastik in das deutsche „Turnen“. Die Gymnastik verbreitete sich von Deutschland, der Schweiz und Österreich nach Italien und Frankreich und wurde vor allem vom jeweiligen Militär genützt. Die Wehrpflicht war ja gerade eingeführt worden und Gesundheit und Fitness der Rekruten gehörten zu den Reichtümern der Armeen. Gymnastik wirke gegen Verweiblichung sowie Hermaphroditismus und schaffe männliche Männer. Im Lauf des 19. Jahrhunderts verbreitete man die Gymnastik auch in weitere soziale Schichten, um Proletarier in gute Staatsbürger zu verwandeln und Sozialismus, Internationalismus und Nihilismus aufzuhalten. Zwischen 1850 und 1880 übernahm organisierter Sport allmählich alles Männlichkeitstraining (z.B. auch football). Fair play wurde eingeübt. Den männlichen Körper zu stählen, bedeutete männliche Schönheit und männlichen Charakter zu formen, den Willen zu trainieren – diese Funktion wird dem Sport nach wie vor zugeschrieben. Gerade im protestantischen Deutschland, in den pietistischen und evangelikalen Strömungen des 18. Jahrhunderts hatten Attribute wahrer Männlichkeit schon eine wichtige Rolle gespielt (ebd. S. 48ff.): Kontrolle über die eigenen Leidenschaften, sexuelle und geistige Reinheit waren protestantische Anliegen schon vor Winckelmann – allerdings noch nicht in der äußeren Erscheinung des Mannes verankert. Die Verbindung zur späteren Ausformung des Ideals bestand darin, dass das Physische weiterhin dem Moralischen untergeordnet war. Militärische Tugenden waren darin grundsätzlich präsent, nachdem es in einer Phase von Revolution und Krieg geprägt wurde: Heldentum, Tod, Opfern für den höheren Zweck wurden zu Männlichkeitsattributen.

Was wurde zum normativen Standard für Hässlichkeit (ebd. S. 59ff.)? Diese charakterisierte die Feinde der Gesellschaft als das Gegenteil von Schönheit: Zufälligkeit, ohne Harmonie, nichts war richtig, keine klaren Konturen, Gesicht mit beweglicher Physiognomie; Körper, Gesicht und Geist seien immer in Bewegung, in Unordnung. Im 19. Jahrhundert war man von „nervous disorder“ fasziniert – eine Antwort auf den schnellen sozialen, politischen und ökonomischen Wandel. Der Außenseiter, wie der Jude, wurde verwendet, um den Wandel zu symbolisieren und das, was er mit sich brachte. Erst im 18. Jahrhundert sprach man vom nervös Sein, als man begann das Nervensystem zu untersuchen – abrupte Muskelbewegung käme von zerrütteten Nerven, Krankheiten, die vorher faulen Dämpfen und schlechten Körpersäften (vgl. Laqueur!) zugeschrieben wurden, ergaben sich jetzt aus den erschütterten Nerven.

Der Sexualtrieb wurde als stärkste Dynamik wahrgenommen, die beherrscht werden musste, Ansonsten würde dieser Trieb in Masturbation ausgelebt werden, mit all den Konsequenzen,

die man dieser zuschrieb. Ebenso schädlich fand man überbordende Lust im ehelichen Bett. Der Außenseiter wurde analog zum Masturbator des 18. Jahrhunderts beschrieben: als nervös, schwach, frühreif, dem Tod nahe. Juden, Homosexuelle, Masturbatoren standen in einer unmännlichen Reihe. Die jüdische Nase (als Stereotyp schon im 16. Jahrhundert bekannt) wurde der griechischen entgegengesetzt. Schwarze wären stark und fit, laut Stereotyp, aber das wurde gegen sie gewendet: Diese Stärke wäre barbarisch, ziellos, fehl am Platz in einer überbordenden sexuellen Energie, die weiße Frauen bedrohe; physische Stärke ohne Selbstkontrolle sei gefährlich, meinte man.

Zur Zeit des *fin de siècle* (etwa 1870 bis zum Ersten Weltkrieg) schienen die Feinde der modernen normativen Männlichkeit im Vormarsch zu sein (ebd. S. 78ff.): unmännliche Männer und unweibliche Frauen, die Frauenbewegung, die die Geschlechtertrennung als Grundlage der normativen Männlichkeit anfocht (Fluten, Massen, die den Körperpanzer bedrohen wenn ich Theweleits Terminologie hier einflechte). Die künstlerische und literarische Avantgarde ging in Opposition zur normativen Gesellschaft und wurde auch in ihr feindlich gesonnenen Medien rezipiert. Arbeiterunruhen, sozialistische Bewegung, eine verlängerte ökonomische Krise, neue Technologien, die das Leben selbst zu beschleunigen schienen, steigerten die Befürchtungen von oberer und Mittelklasse gegen Ende des 19. Jahrhunderts, ebenso wie Ängste vor einer Entvölkerung, vor ansteckenden Krankheiten wie Syphilis, Tuberkulose, vor der Hysterie, mittels derer die Kategorien Gesundheit/Krankheit zur Beschreibung der Gesellschaft und ihrer Feinde zur Anwendung kamen. Der medizinische Begriff der Degeneration und der sozial-politische Begriff der Dekadenz wurden oft vermischt, um Außenseiter\_innen zu charakterisieren, sobald diese sichtbar wurden (ebd. S. 82). (Eine umfassende psychisch-körperlich-gesellschaftliche Verunsicherung und die schmerzhaft Erfahrung von ständig versehrten Körpergrenzen in gewalttätigen Erziehungen!)

Der Erste Weltkrieg band Nationalismus und Männlichkeit enger denn je aneinander. Der Krieg wurde als Reinigung im Hinblick auf die gefährlich sich ausbreitende Dekadenz codiert. Eine neue Verbildlichung des Ideals lieferte der Typus des Kampfpiloten, des „Ritters der Lüfte“ (ebd. S. 117ff.). Sozialisten, etwa Max Adler, verorteten sozialistische Männlichkeit nicht so entfernt von Weiblichkeit und definierten Gleichberechtigung als Ziel (ebd. S. 120ff.). Dennoch entwickelten auch Sozialisten eine Ästhetik der Männlichkeit, die dem bürgerlichen Ideal folgte. Frauen beteiligten sich an proletarischen Kämpfen. In der Folge wurde ihre Anwesenheit dabei dann als unschicklich betrachtet. Im Endeffekt war auch für viele Sozialisten eine im bürgerlichen Sinn respektable Familie ein Ziel.

Die Geschichte der modernen Männlichkeit gelangte mit dem Faschismus auf einen Höhepunkt, Männlichkeit galt als nationales Symbol (ebd. S. 155ff.). Der Faschismus erweiterte und verstärkte den männlichen Stereotyp, erfand ihn aber nicht. Hingabe an einen höheren Zweck stand mehr denn je im Zentrum dieses Männlichkeitskonzepts. Die Glorifizierung des Ersten Weltkrieges spielte eine wichtige Rolle – die ihn erlebten, wären zu wahrer Männlichkeit geführt worden. Der idealisierte Veteran wäre kein Individualist, er ginge auf in seiner Kompanie und in seinem Volk. Kameradschaft wurde zum idealen Männerbeziehungsideal!

Das männliche Ideal geriet in den 1990er Jahren unter größeren Druck als je zuvor, und dennoch fiel die Reaktion darauf milder aus im Vergleich etwa zum *fin de siècle* (ebd. S. 183). Das Ideal änderte sich diesmal nicht durch Konfrontation, sondern durch Erosion. In den 1970er und 1980er Jahren etablierte sich eine homosexuelle Subkultur, die die dominante Kultur beeinflusste und die Jugendkulturen verstärkte. Allerdings zeigte sich auch das

homosexuelle Ideal vom Männlichkeitsideal beeinflusst (nachzuvollziehen in der gay literature seit den 1920er Jahren).

Christoph Kucklick (Kucklick 2008) legte sich in „Das unmoralische Geschlecht. Zur Geburt der Negativen Andrologie“ mit der Annahme an, der männliche wäre in der Aufklärung als positiver Typus konstruiert worden. Seit dem 18. Jahrhundert erzeugten substantielle technische Neuerungen und wirtschaftliche Umstrukturierungen eine Erosion vertrauter gesellschaftlicher Verbindlichkeiten und verwandtschaftlicher Organisationsformen. Die zu erahnenden und auch erfahrenen Umwälzungen produzierten eine Atmosphäre von Verunsicherung und Bedrohtheit (ebd. 185ff.). Philosophen, Wissenschaftler des 18. Jahrhunderts codierten das Bedrohliche der Industrialisierung und Kapitalisierung (Depersonalisierung von Arbeit, Vereinzelung, egoistisches Machtstreben, Raffan, ungehemmtes Durchsetzen) mit einer ursprünglichen Männlichkeit. Ein bestehender Stereotyp von wilder, gefährlicher, aggressiver Männlichkeit, wurde dafür herangezogen (dem die zeitgenössischen bürgerlichen Männer vielfach gerade nicht entsprachen – aber die Männer des Typus „soldatischer Mann“ sehr wohl). Männlichkeit wurde als gefährlich, egoistisch, triebhaft, die drohenden Gefahren der Individualisierung wurden als männlich markiert. Kucklick bezeichnete diese Stereotypisierung des Männlichen als „negative Andrologie“ (ebd. S. 121).

Um dieses Männliche gesellschaftsfähig zu machen, produzierten die entsprechenden Diskurse ein selbstloses, vermittelndes Weibliches. Das Männliche gelange zur hochstehenden Geistigkeit, indem es sich zum Weiblichen hingezogen fühle und in der bürgerlichen Ehe dem Weiblichen zuliebe in seiner Selbstbezogenheit allmählich nachlasse (ebd. S. 90).

*„Die Arbeitsteilung wurde vor allem am Mann wahrgenommen, ganz unabhängig von den realen Arbeitsbedingungen, die Frauen genauso in den Sog der Differenzierung zogen. Aber in den einschlägigen Schriften wurde die Frau zu einer gesellschaftsexternen Beobachterin umgewandelt, die scheinbar unbetroffen das Gute und Heile repräsentierte in einer Gesellschaft, die von sich aus nicht mehr in der Lage zur Produktion des Guten war. Die Erzeugung von Männlichkeit fand dagegen unter den Bedingungen der differenzierten Gesellschaft statt. Wo immer es im 18. Jahrhundert um Differenzierung ging, kam Männlichkeit zur Sprache, als siamesische Zwillinge schritten sie durchs Jahrhundert. Die Differenzierung ist das Andere der maskulinen Subjektivität.“* (ebd. S. 149)

Die Frau in der Ehe habe die Aufgabe, sich dem Mann zu unterwerfen, auf ihre Freiheit zu verzichten, um dieses Domestizierungswerk vollziehen zu können.

In den von Kucklick analysierten Konstrukten von Männlichkeit und Weiblichkeit vermischten sich Zuschreibungen von Natur- und Geistanteilen jeweils spezifisch. Die so beschriebene weibliche Natur verfügte von vornherein über Geist und zivilisatorische Kraft in Form von Liebesfähigkeit und Selbstlosigkeit. Geistigkeit dieser Art gehörte zur weiblichen Natur, allerdings nicht die schöpferische, erfinderische, kreative und Fortschritt erzeugende Geistigkeit. Im zu diesem Diskurs gehörenden Männlichen standen sich Natur (als gefährliche, zerstörerische Selbstbezogenheit) und die Potenz zur hohen, schöpferischen Geistigkeit zuerst gegenüber und bedurften der zivilisatorischen Kraft des Weiblichen, damit das Zerstörerische auf ein zivilisiertes Maß eingedämmt werde und das Geistige sich gesellschaftsdienlich voll entfalten könne.

Kucklicks Thesen und Ausführungen wurden verschiedentlich kritisiert, so etwa von Rolf Löchel im Rezensionsforum „literaturkritik.de“ (Löchel 2009). Löchel führte u.a. aus, dass Kucklick seine These von der negativ codierten Männlichkeit auf relativ unbekannte Autoren des 18./frühen 19. Jahrhunderts stütze, deren schwer zugängliches Schriftwerk offenbar eben gerade keine breite Resonanz fand. Löchel verdeutlichte weiter, dass die Ausführungen bekannter Autoren auch anders als von Kucklick bewertet werden können – dass etwa Fichtes Ausführungen zu den Aufgaben von Frauen in der Ehe diesen nicht entsprechend Kucklicks Neubewertung als Frauenfreund, sondern, wie bislang gehabt, als misogyn auswiesen.

Nach meiner Wahrnehmung der geschlechterwissenschaftlichen Erörterungen zur Stereotypisierung von Männlichkeit/Weiblichkeit, zur Produktion moderner, bürgerlicher Geschlechterverhältnisse, betrachte ich Kucklicks These als Ergänzung, nicht als Widerlegung der „positiven Andrologie“: historische Autoren zu diesem Thema codierten Männlichkeit in Reaktion auf die sich vollziehenden (letztlich globalen) gesellschaftlichen und ökonomischen Umstrukturierungsprozesse sowohl positiv, als auch negativ. Diese Unentschiedenheit erscheint mir als bezeichnend für die im Männlichkeitsstereotyp eingefangene Verunsicherung und die damit intendierte geschlechterhierarchische Neuordnung der Gesellschaft auf biologistischer Basis. Die intendierte männerbefriedende Funktion des weiblichen Stereotyps ist in der feministischen Forschung seit langem bekannt und erörtert. Was Kucklicks Ausführungen verdeutlichen, ist, dass es Frauen schmackhaft gemacht wurde, sich darum zu kümmern, eine angeblich gefährliche, wilde, triebhafte Männlichkeit in eine angeblich dann befriedete, geläuterte Männlichkeit zu verwandeln. Nämlich indem Frauen dazu verführt wurden, sich als die „von Natur aus“ besseren Menschen zu verstehen. Dieser Verführung erliegen Frauen nach wie vor gerne.

Einen interessanten Beitrag liefert Lyndal Roper in einem Aufsatz, der 1992 im Sammelband „Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte“ publiziert wurde. Darin analysiert sie Männlichkeit und männliche Ehre im Kontext frühmoderner (16. Jahrhundert) deutscher Städte (also frühneuzeitlich-bürgerlich, ca. 200 Jahre vor der Aufklärung). Sie kommt zum Ergebnis, dass zwei unterschiedliche Männlichkeiten bzw. Männlichkeitskulturen in einer Stadt und oft im selben Mann wirkten: die des „männlichen“, rauen, gewaltbereiten, exzessiv sich alkoholisierenden Handwerksgehlen und die des politisch mächtigen, mäßigen, verantwortungsbewussten, ordnungstiftenden Meisters, Haus- und Stadtvaters. Männer lebten diese Männlichkeiten lebensphasenbezogen und entsprechend ihrer Positionen in Stadt und Familie. Auch damals existierte eine „ (...) lebhaft zeitgenössische Kritik an der Männlichkeit und eine zum Teil eher negative Einschätzung des Verantwortungssinns eines normalen Hausvaters.“ (Roper 1992, S. 168)

*„Denn der exzessive Mann, der ja gerade die Männlichkeit verkörpern sollte, war selbst ein Produkt der Kultur, und das, was auf den ersten Blick als unzivilisiert erscheint, wurde gerade durch gesellschaftlich bzw. literarische Mittel vorstrukturiert. Die rauhe [sic!] Handwerkerkultur, die dem Rat so viele Sorgen bereitete, diente letztlich dazu, die Autorität des Rats zu verstärken. Die Sicherheit der Stadt beruhte letztlich auf der Bereitschaft ihrer Bürger, sich zur Wehr zu setzen und Aggressionen freisetzen zu können.“ (ebd. S. 169)*

Gewaltbereitschaft wird anscheinend gebraucht in patriarchalen Systemen oder in Welten, in denen solche unterwegs sind – also Männer- (oder auch Frauen)typen, die zu Gewalttätigkeit in der Lage sind.

Die dem weiblichen Stereotyp eingeschriebene Ambivalenz – die diesem ebenfalls inhärent zugeschriebene Gefährlichkeit – kommt in Otto Weiningers „Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung“ (Weininger 1980; Ersterscheinung 1903) deutlich zum Ausdruck, das zu seiner Erscheinungszeit und noch bis in die 1920er Jahre begeistert diskutiert und massenweise gekauft wurde – gerade von vielen klugen und kritischen Köpfen, Philosophen, Wissenschaftlern, Malern, Literaten, Komponisten. Weininger traf offenbar einen Nerv der Zeit und bot eine vielen einleuchtende, da bereits bekannte, Erklärung. Weiblichkeit in der bürgerlichen Philosophie wurde ja einerseits als männerzivilisierende Natur-Kulturkraft imaginiert. Andererseits erzeugte aber die Identifizierung von Weiblichkeit mit Materialität- (biologisch verstandene) Natur-Vergänglichkeit (in Entgegensetzung zu Männlichkeit mit Geistigkeit-Fortschritt bis hin zur Perfektion) die Angst vor Auflösung, Degeneration, Versumpfung durch das Weibliche.

Otto Weininger, 1880 geboren, lebte in Wien, war jüdisch-ungarischer Herkunft und Philosoph. 1903 beging er Selbstmord, also mit 23 Jahren. Das Buch erschien in einer Zeit und in Wien, als Menschen jüdischer Herkunft das intellektuelle Leben entscheidend prägten, Frauen anfangen, die Universitäten zu besuchen, gerade Töchter aus liberal-jüdischem Hause. Weininger betrieb eine absolute Gegenüberstellung von Männlichem und Weiblichem, allerdings nicht von Mann und Frau. Er führte aus, dass sowohl Männer als auch Frauen danach streben sollten, das Weibliche in sich zu eliminieren und das Männliche zu kultivieren. Weininger geht es nicht darum, Ausbeutung und Unterwerfung von realen Frauen zu rechtfertigen, sondern das Weibliche zu überwinden, dessen Existenz er als menschengefährdend betrachtete. Männer sollten Frauen nicht als Genussmittel benutzen, auf Sexualität verzichten, Frauen müssten dem Koitus freiwillig entsagen. Das Männliche sei erhaben über Stoff, Raum und Zeit, habe Zugang zum höheren, metaphysischen Sein, das absolute Weib jedoch habe keine Individualität, keinen Willen, keinen Anteil am Wert und an der Liebe (ebd. S. 380/81). *„Das bedeutet nun allerdings: das Weib muß [sic] als solches untergehen, und es ist keine Möglichkeit für eine Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden eh dies nicht geschehen ist.“* (ebd. S. 455) Das Judentum sah er als durchtränkt von dieser Weiblichkeit (ebd. S. 409).

Männlichkeit identifizierte er also ganz klar mit dem Geistigen, das der Perfektion entgegenstrebt, Weiblichkeit mit allem, was dem in dieser Logik entgegenstand. Hat Weininger so in sich verspürte, beängstigende, schockierende Auflösungsstendenzen im Sinne in seiner Zeit und Umgebung vorhandener Denkweisen theoretisiert?

Philosophen fanden unterschiedliche Terminologien und intellektuelle Einordnungen für ihre Wahrnehmung eigener innerer und an anderen vermutlich gespürter Auflösungs- und Fragmentierungsängste sowie damit verbundener latenter oder offener Gewaltbereitschaft. Weininger bezieht sich auf den Aspekt der Auflösungs-, Degenerationsgefahr und codiert diese mit Weiblichkeit. Von Kucklick zitierte Philosophen gehen mehr auf die Gewalttätigkeit und aus ihr entstehende Gefährdung des Sozialen ein, die männlich konnotiert sei. Letztlich befassen sich diese Gedankenkonstruktionen alle mit diesem Komplex von Ängsten vor Auflösung, Fragmentierung, Tod, denen reales Körper- und Gefühlserleben vorausgehen muss und mit den phantasierten, in Erwägung gezogenen, als Impuls verspürten, tatsächlich ausgeführten, als Geschehen beobachteten gewalttätigen Bewältigungen.

Die bürgerlich-kapitalistische Welt befasst sich intensiv damit und schafft mit einem biologisch-essentialisierten Verständnis der Geschlechter einen entsprechend biologisch-essentialisierte Legitimation für Herrschaftsverhältnisse überhaupt, installiert Gewalttätigkeit gerade auch in der Wissensproduktion.

## Geschlechterkonstruktion und Naturbeherrschung

Es ging mir in meinen Ausführungen bislang zunächst darum, Reflexionszusammenhänge feministischer Wissenschaft zur Wahrnehmung von Geschlecht(ern) in einem historischen Kontext ab den 1970er Jahren wahrzunehmen. Sodann unternahm ich eine Darstellung von Ergebnissen der historischen Männer-, Frauen- und Geschlechterforschung zur Konstituierung und Durchsetzung bürgerlicher Geschlechterstereotypen, Geschlechterregimes.

Die bislang dargestellten Überlegungen und Theorien zu neuzeitlich-europäischen oder westlichen Geschlechterkonstruktionen und -praxen wurden von verschiedenen Autor\_innen „tiefer“ eingebettet in Überlegungen und Theorien zur neuzeitlich-europäischen/westlichen Entgegensetzung von Geist und Natur, zu spätestens seit der frühen Neuzeit von führenden Denkern manisch ausgearbeiteten

Naturbeherrschungsprogrammen. Eine Reihe der bereits benannten Autor\_innen (z.B. die Matriarchatsforscherinnen, die Autorinnen des Bielefelder Ansatzes) prangerten in ihrer Kritik an Kapitalismus und Patriarchat diese Programme an, was ich bislang höchstens am Rande durchklingen ließ und nicht explizit ausführte.

Wissenschaftliche Bemühungen, diese „ökologische Dimension“ der hier zur Diskussion stehenden Geschlechterideologisierung aufzuzeigen, wurden parallel zu den kritischen gesellschaftlichen Bewegungen seit den 1970er Jahren unternommen: Antipsychiatrie, Kritische Psychologie, neue reformpädagogische Ansätze, kapitalismuskritische Bewegungen, Frauenbewegungen, Umweltschutz- bzw. Ökologiebewegung, Friedensbewegung. Damit verband sich eine Renaissance spiritueller Sichtweisen, die sich auch wissenschaftlich niederschlug mit dem Anliegen, eine nicht-ausbeuterische Beziehung zur Natur wieder zu entdecken, die Mensch/Geist nicht der Natur (als willenloser Materie) gegenüberstellt. Der Diskurs zum Verhältnis von Mann und Frau bzw. männlich und weiblich wurde hier, wie gesagt, tiefer eingebettet und als geschlechtliche Codierung des Naturbeherrschungsprogramms bzw. Naturdomestizierungsprogramms der christlichen Religion, neuzeitlich-westlichen Wissenschaft und globalen, kapitalistischen Kolonisierung untersucht.

Nach meinen bisherigen Kenntnissen lässt sich zu männlich/weiblich folgendes sagen: Der Sinn, den die Ausformung von zwei tendenziell geschlechtlich unterschiedlichen Exemplaren Mensch, offensichtlich hat, ist, dass die menschlichen Nachkommen durch das Zusammenkommen von „Samen“ und „Ei“ entstehen, dass sie in Frauenleibern heranwachsen und dass die Möglichkeit besteht, sie durch innerhalb von Frauenleibern zubereitete Milch zu ernähren. Keine Gottheit oder Natur, Biologie, transzendente Macht und kein physikalisches Grundprinzip hat dieses Arrangement mit einem unumgänglichen weiteren ursprünglichen Sinn versehen. Alle weiteren Sinngebungen, Vergesellschaftungen des Geschlechterunterschiedes sind kulturelle Errungenschaften. „Weiblich“ und „männlich“ sind Erzeugungen menschlicher Kultur. Das spricht nicht dagegen, so etwas wie „weiblich“ und „männlich“, also Geschlechterunterschiede kulturell auszuformen bzw. tendenzielle Männer- und Frauenleiber in Kulturelles, Soziales zu wandeln. Fast alles am menschlichen Leben ist kulturell hergestellt und besetzt. Es liegt nahe, dass Menschen auf die Idee kommen, Unterschiedlichkeiten wahrzunehmen und zu gestalten. Aber das Argument, dass die Natur, die Biologie diesbezüglich klare Vorgaben macht (dass Frauen eher so und Männer eher so sind, dass bestimmte Aufgaben Frauen oder Männern besser liegen etc.) ist falsch. Theoretisch können wir alles entscheiden, von „wir messen dem Geschlechterunterschied gesellschaftlich/kulturell fast gar keine Bedeutung zu“ bis hin zu „die ganze Welt ist ein

einzigster geschlechtsspezifischer Unterschied“. Von dem her ist ziemlich viel offen und all die vielen, unterschiedlichen Menschen werden dazu unterschiedliche Vorlieben und Vorstellungen haben und unterschiedliche Notwendigkeiten ins Feld führen.

Allerdings ist wiederum gar nicht so viel offen, wenn wir uns als historisch, sozialisatorisch, genetisch determinierte Wesen begreifen, die sich ihre Welt (und ihre Geschlechtlichkeit) nicht beliebig ausdenken können, sondern mit bewusst und unbewusst Vorfindlichem klar zu kommen haben. Das heißt jetzt nicht, dass ich mich so vorfinde, wie eine Geschlechterideologie mir das vorschreibt, sondern so, wie meine konkret-vorfindliche Situation und mein persönliches „doing gender“ zusammenwirken. Und das kann wiederum von einer in meiner Umgebung dominierenden Geschlechterideologie himmelweit abweichen.

Das bedeutet jedoch wiederum auch nicht, dass es die „Natur“ nicht gibt, dass es den vor-sprachlichen, vor-verbildlichten Leib nicht gibt. Philosoph\_innen, Wissenschaftler\_innen der vergangenen Jahrzehnte befassten sich umfassend und kritisch damit, wie gerade die manische Produktion von abgewerteten Anderen (Frauen, Rassen, Unterschichten, Kranke, Delinquente, ...) mit einem historischen Prozess der Entgegensetzung zur Natur zusammenhängt.

Die These, der ich im Folgenden nachgehe, ist: Männlichkeit und Weiblichkeit im modernen Verständnis versinnbildlichen letztendlich das Ausbeutungs-, Verwertungs- und Mehrwertbildungsverhältnis zur Natur als Ressource.

Dieser Reflexions- und Analysekontext befasst sich mit der kapitalistischen Ökonomie, – einer expansiven Ökonomie der Mehrwertbildung – die die Ausbeutung von Natur und auch von Menschen als „natürlicher Ressource“ voraussetzt; mit dem Patriarchat als Herrschaftsform, in der in der Regel als männlich identifizierte Menschen Verfügungsmacht erhalten; und mit neuzeitlicher Ver(natur)wissenschaftlichung, Rationalisierung aller Lebensverhältnisse. Ich beziehe mich hier beispielhaft auf eine Handvoll Autor\_innen, die sich damit grundlegend auseinandergesetzt haben. Bezüglich der Ursachen für das Ingangkommen der Naturbeherrschungsbestrebungen setzen sie unterschiedliche Prämissen; dennoch konstatieren sie identische Folgen dieses Prozesses und beziehen sie sich auf ähnliche oder identische Entwicklungen.

## Logos

Christina von Braun führte in „Nicht Ich. Logik Lüge Libido“ (1988) aus, dass die große historische Dynamik (in Richtung Unterwerfung der Natur) nicht in einer Usurpation von matriarchalen durch patriarchale Gesellschaften, in der Unterwerfung von Frauen durch Männer lag, sondern im Übergang von einer spiegelbildlichen zu einer projektiven Vorstellungswelt. In den frühen spiegelbildlichen Kulturen wurde Realität symbolisiert, aber nicht neu erfunden, keine Gegenrealität wurde geschaffen. Die Erfindung der Schrift, des Logos, also des entleibten Wortes, ermöglichte eine Neuerschaffung von Realität. Die Schrift – zunächst als Hilfsmittel in der Verwaltung eingeführt, etwa zur Aufzeichnung des Besitzstandes, zur Registrierung von Abgaben – entfaltete ein Eigenleben, ersetzte Realität, die Zeichen traten an die Stelle von Natur und waren im Gegensatz zur Natur unvergänglich. Das projektive Vorstellen verfolgte die Befreiung aus der Abhängigkeit von der Natur, deren Überwindung und die Verdrängung des Wissens um die Sterblichkeit (von Braun 1988, S. 91).

*„Die neue Vorstellung beinhaltet die Herauslösung des Menschen aus allen Naturgesetzen; und da nun einerseits der Mann als Vertreter ‚des Menschen‘*

*betrachtet und andererseits die Frau mit den regenerativen Kräften der ‚Natur‘ identifiziert wird, erscheint es einleuchtend, daß [sic] die Herauslösung aus der Natur nur durch die Herrschaft des Mannes (sprich Menschen) über die Frau (sprich Natur) vollzogen werden kann.“ (ebd. S. 99)*

Der Prozess, den von Braun beschrieb, vollzieht eine Entfremdung des Logos von der sinnlich wahrnehmbaren Realität, um seine eigene Realität – letztendlich seine eigene Materie – zu erschaffen. Aus dieser neugeschaffenen Realität/Materie lese der Logos seine künstlichen Naturgesetze ab.

Im Wesentlichen geht es, so von Brauns Kernthese, bei diesem Prozess, der Mann wie Frau unterwerfe, um die Vernichtung des Sexualwesens. *„Der weibliche Körper wurde zur Inkarnation der Libido – der Libido des Logos. Während die Sexualität für den Mann nur noch einen ‚Appendix‘ darstellt, wie Weniger es ausdrückt (...) – ist die Frau zu diesem ‚Appendix‘ selbst geworden: gleichsam zum Geschlechtsorgan des Mannes.“ (ebd. S. 187)* Die Geschlechter können so nur noch eine künstliche Unterscheidung voneinander herstellen (ebd. S. 189).

Wenn wir die gegenwärtige Genderdebatte von da ausgehend unter die Lupe nehmen, könnte sich herausstellen, dass diejenigen, die sich dessen so sicher sind, wie Männer und Frauen halt nun mal sind, verkennen, dass sie damit eine künstliche Logos-Männlichkeit/Weiblichkeit meinen, die auch noch die allerwinzigste Möglichkeit einer wirklichen (authentischen, also nicht vorher definierten) Differenzierung verunmöglicht. Doch zurück zur Argumentation von Christina von Braun. Der Zweck, den sie dem von ihr beschriebenen Prozess unterlegte, das Ziel, worauf er hinführen solle, sei die *„Befähigung des Logos zur Parthenogenese“* (ebd. S. 190) – die Vereinigung von Zeugungs- und Gebärfähigkeit in einem Wesen. *„(...) das Patriarchat – oder die Dynamik des Logos – hat eine Entwicklungsstufe erreicht, in der der Logos sich von der Reproduktionsfähigkeit der Frau zu befreien [befreien kursiv gedruckt im Original; AS] beginnt.“* (ebd. S. 225) Seinem Ziel kommt der Logos mithilfe der Gen- und Reproduktionstechnologie inzwischen sehr nahe. Die seit der Aufklärung formulierte und umgesetzte bürgerliche Weiblichkeit und Mütterlichkeit verursachte die Zerstörung einer tatsächlichen ursprünglichen Verbindung zwischen Mutter und Kind, an deren Stelle eben jene (künstliche) „mütterliche Natur“ der Frau trat, ihre zugeschriebene „naturhafte Liebesfähigkeit“, die sich den Projekten der Naturbeherrschung widerstandslos zur Verfügung stellte (ebd. S. 215); sie produzierte eine dem Logos ungefährliche, künstliche Mütterlichkeit (die Verwandlung der Frau in eine „Mutter“). Den „männlichen“ Aggressionstrieb, der, so füge ich an, sowohl von feministischen Differenzdenkerinnen seit der Ersten Frauenbewegung als auch von eingefleischten Patriarchen als Männlichkeitskriterium hervorgehoben wurde, bezeichnete von Braun als ein kulturelles Produkt, das die ausgelöschte sexuelle Identität des Mannes durch eine künstliche Identität ersetze (ebd. S. 296). Inzwischen sei die Entleiblichung des Logos und die anschließende Reinkarnation einer logosgeborenen Materie weitgehend vollzogen, ihre bildliche Darstellung (die unmittelbare Macht der Bilder) verankere die künstliche Materie, und damit die künstliche Geschlechtlichkeit effizient in der menschlichen Vorstellung. Das Bild umgeht den Umweg über die mentale Verarbeitung der dargebotenen Inhalte, die die Schrift (das Lesen) noch erfordert. Indem das Bild die Hauptrolle im Prozess der Schaffung künstlicher Materie übernimmt, findet die Schrift zu einer neuen Bestimmung:

*„Die Schrift, die die Vernichtung des ichs [ichs im Original kursiv gedruckt; AS] – durch die Trennung von Geist und Körper – ermöglicht hat, wird nunmehr zum Verteidiger*

*eines ichs [ichs im Original kursiv gedruckt; AS], das sich zur reinen Geistigkeit bekennt, um seiner Verwandlung in einen Kunstkörper zu entgehen. Das heißt aber nicht, daß [sic] die Schrift die Rückkehr zum ursprünglichen, zum ‚ungeschriebenen‘ Körper, zur anti-logischen Natur erlaubt, sie ermöglicht nur die Erinnerung [Erinnerung im Original kursiv gedruckt; AS] daran.“ (ebd. S. 469)*

## **Patriarchat**

Diesen Prozess (nämlich die menschlich/männliche Überwindung von Natur und Sterblichkeit, die Geistwerdung und Vereinnahmung schöpferischer Kreativität durch eine Unterwerfung von Natur und Materie, die zum dem Geist entgegen gesetzten, willenlosen Rohstoff für die geistige Vervollkommnungs- und Schöpfungsarbeit wird) analysieren weitere Wissenschaftler\_innen, anhand anderer Quellen, Themen und von unterschiedlichen Prämissen ausgehend.

Die Prämisse von Klimaveränderungen als Ausgangspunkt sich verändernder Gesellschaftsstrukturen und symbolischer Ordnungen habe ich weiter oben im Zusammenhang mit der Matriarchatsforschung bereits angeführt – Klimaveränderungen, die gewachsene Existenzsicherungsweisen unmöglich machten; katastrophische Erfahrungen die individuell und kollektiv traumatisierten, die in ihrer Brachialität mit den mentalen, emotionalen, sozialen und spirituellen Mitteln einer gegebenen Gesellschaft nicht mehr zu kompensieren waren. Zu einem sich verändernden Naturverständnis und Naturverhältnis, das die Konstituierung eines globalen Weltsystems begleitete, arbeiteten eine Reihe von Philosoph\_innen, Geistes- und Kulturwissenschaftler\_innen.

Seit dem Mittelalter oder seit der frühen Neuzeit (das wird unterschiedlich angesetzt) passiert da „etwas“ im Abendland.

Gerda Lerner, die historisch viel früher ansetzte, schrieb diese Geschichte, wie bereits ausgeführt, als eine Geschichte der Patriarchalisierung. Sie plädierte dafür, davon auszugehen, dass Männer und Frauen gemeinsam die Zivilisation entwickelten und nicht nach einem ursprünglichen Matriarchat zu suchen. *„Ich bin der Auffassung, daß [sic] es der erste Schritt in die richtige Richtung ist, die Suche nach einer machtvollen Vergangenheit der Frauen – die Suche nach dem Matriarchat – aufzugeben.“* (Lerner 1991, S. 58) Sie betrachtete weder Argumentationen aus der Literatur- und Mythenforschung noch aus der Archäologie als schlagkräftig genug, die Übertragung von Forschungsergebnissen aus der Ethnologie in die Vergangenheit hielt sie für spekulativ. *„Wahr ist, daß [sic] die meisten dieser Modelle androzentrisch sind und die Naturwüchsigkeit des Patriarchats unterstellt haben; die wenigen feministischen Modelle hingegen sind unhistorisch und deshalb, meiner Meinung nach, unbefriedigend.“* (ebd. S. 59) Von daher verschrieb sich Lerner *„(...) einem Aufspüren der Geschichte des Patriarchats.“* (ebd. S. 59) Dabei erschien es ihr zentral zu hinterfragen, wie Frauen an der Entstehung und Aufrechterhaltung des Patriarchats beteiligt waren, wenn Frauen nicht als rein passive Opfer historischer Prozesse verstanden werden sollten. Lerner erstellte ein hypothetisches Konstrukt als Modell dafür, wie der Übergang zum Patriarchat vor sich gegangen sein könnte – und zwar anhand des frühgeschichtlichen Mesopotamiens, in dem sich ein Prozess der Patriarchalisierung zwischen 3100 und 500 v.C. vollzog. Für neolithische Jäger- und Sammlergesellschaften nahm Lerner egalitäre Geschlechterverhältnisse an verbunden mit einer Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen. Beider Wissen und Fähigkeiten waren grundlegend für das Überleben und an der kulturellen Entwicklung von Riten, Ritualen, Tanz, Musik hatten sie einen ähnlichen Anteil. Frauen waren diejenigen, die Kinder gebären und sie nährten, was ihnen nach Lerner in

diesen Gesellschaften nicht zum Nachteil gereichte. Lerner sah aber keine kompensatorischen Bestrebungen der Männer bezüglich ihrer Gebärfähigkeit als monokausalen Ausgangspunkt patriarchaler Entwicklung. *„Es scheint mir sehr viel wahrscheinlicher zu sein, daß [sic] die Entwicklung kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen Stämmen in Zeiten des Mangels die Zunahme der Macht von Männern förderte, die militärische Leistungen vollbrachten.“* (ebd. S. 70) Lerner nahm als Ausgangspunkt die Unterscheidbarkeit der Geschlechter durch sichtbare Merkmale an, ein psychologisch-soziales Potential, das die spätere Durchsetzung von Herrschaftsverhältnissen ermöglichte (ebd. S. 132).

Zunächst wäre es zu kriegerischen Auseinandersetzungen gekommen, in denen die Männer besiegter Stämme getötet, die Frauen versklavt wurden. Dabei hätten diese Sieger gelernt, wie sich als Fremde definierte Frauen als Gruppe versklaven ließen. Später hätten sie auch gelernt, Männer zu versklaven und noch später Menschen untergeordneten Ranges der eigenen Gesellschaft.

*„Es gab also die rassistisch und sexistisch begründete Versklavung von Frauen schon vor der Herausbildung von Klassen und Klassenunterdrückung. Die Unterschiede zwischen sozialen Klassen wurden schon von ihren ersten Anfängen an in Begriffen erfaßt [sic] und dargestellt, die dem Zusammenhang patriarchaler Beziehungen entsprechen. Die Klasse ist keine Erscheinung, die sich von geschlechtsspezifischen Positionen trennen läßt [sic], Klassenzugehörigkeit kommt vielmehr auf geschlechtsspezifische Weise zum Ausdruck, ist je nach dem Geschlecht definiert.“* (ebd. S. 264)

Matriarchatsforscherinnen, wie schon dargestellt, gingen/gehen davon aus, dass den egalitären Jäger- und Sammlergesellschaften mit dem neolithischen Übergang zu Ackerbau und Viehzucht Matriarchate als sich überall verbreitete Gesellschaftsformen folgten. Diese Matriarchate definierten sie nicht im Sinne einer Umkehrung der Herrschaftsverhältnisse aus heutiger Perspektive. In Matriarchaten genossen Frauen besondere Autorität, aber alle Menschen seien in Entscheidungsfindungsprozesse bezüglich gemeinsamer Notwendigkeiten, Aufgaben, Unternehmungen, Reaktionen auf Anforderungen eingebunden, alle seien mit Funktionen (z.B. im spirituellen Leben) betraut, die sie unabhkömmlich für ihre und angesehen in ihrer Gemeinschaft machten. Ethnolog\_innen und Interessierte wie z.B. der argentinische Journalist Ricardo Coler beschrieben/beschreiben gegenwärtig bestehende Matriarchate bzw. Matriarchate, die sie beforschten. Matriarchate – gesellschaftliche Ordnungen, in denen Frauen das politische, ökonomische, spirituelle, gesellschaftliche Leben wesentlich bestimmen, in denen der Familienbesitz über die weibliche Linie weitergegeben wird und Frauen matrilokal am Herkunftsfamilienwohnsitz verbleiben, während Männer entweder ebenfalls dort wohnen oder für eine Besuchsehe zu ihren Frauen ziehen – gab/gibt es. Sie sind möglich. Ob sie sich seit dem Neolithikum verbreiteten und schließlich zumindest in Europa und Asien dominierten, dafür finden sich Indizien, aber das lässt sich nicht mit letztendlicher Gewissheit wissen. Dass in menschlichen Gesellschaften und zwischen menschlichen Gesellschaften eine Patriarchalisierung, eine gesellschaftliche Unterordnung von Menschen, die als Frauen wahrgenommen wurden, erfolgte, lässt sich nach vorliegenden Befunden annehmen, und ebenso dass diese männerdominierte Gesellschaftsform keine naturhaft seit der Urzeit bestehende ist. Die Matriarchatsforscherin Heide Göttner-Abendroth sah die Ursache für die Zerstörung blühender Matriarchate in einer Dürreperiode und der Versteppung von deren Homelands in

Zentralasien. Ein Teil der Menschen, vornehmlich Männer, begann zu wandern, militarisierte sich im Verlauf der Wanderschaft, hierarchisierte Strukturen entstanden mit Kriegerführern; solche Gruppen zerstörten und eroberten wiederum Matriarchate, auf die sie im Zuge ihrer Wanderungen trafen, etwa im Mittelmeerraum.

Währenddessen sei der Umschwung von Matriarchat zu Patriarchat, Göttner-Abendroth folgend, eine Folge massivster Todeserfahrungen durch Naturkatastrophen, die sozial verarbeitet wurden. Diese These vertrat Göttner-Abendroth in Vorträgen seit mindestens Anfang der 1990er Jahre, eine Publikation von ihr ist mir dazu, wie bereits erwähnt, nicht bekannt, weswegen ich mich hier eben auf Vorgetragenes berufe.

In Lerner's Argumentation hängen kriegerische Auseinandersetzungen, die die Versklavung der besiegten Frauen zur Folge gehabt hätten, ebenfalls mit durch Naturkatastrophen verknüpften Ressourcen zusammen.

Für Dürren fanden Archäolog\_innen und Geolog\_innen Belege im den von Lerner und Göttner-Abendroth zur Disposition gestellten Zeit-Räumen. Vor ca. 11.500 Jahren betraf eine Klimaerwärmung massiv besiedelte Teile Vorderasiens, Chinas, Mittelamerikas, was eine veränderte Flora und Fauna bedingte – wärmere und feuchtere Sommer sorgten für eine Ausdehnung von Weideland, wo sich vordem Steppen ausbreiteten. Die Säugetiere waren zu einer raschen Anpassung gezwungen, was sie nicht immer schafften und was die Jagdausbeute für die menschlichen Jäger\_innen reduzierte. Die vormaligen Jäger\_innen und Sammler\_innen begannen Pflanzen anzubauen und Tiere zu domestizieren. Man spricht von der „neolithischen Revolution“, die sich allerdings über einen langen Zeitraum erstreckte und schließlich um 5.500 v.C. auch im heutigen Mitteleuropa ankam. Es sind übrigens auch Beispiele dafür bekannt, dass menschliche Kulturen bei sich wieder verändernden Klimabedingungen von der Landwirtschaft ab und sich dem Jäger\_innen-, Fischer\_innen- und Sammler\_innenleben zuwandten. Um 2.200 v.C. suchte eine fast 300 Jahre lang andauernde Dürre Mesopotamien heim, die die Menschen dazu zwang, ihre Siedlungsgebiete zu verlassen und andernorts bessere Lebensbedingungen zu suchen. Das akkadische Reich fiel dieser Klimakatastrophe und ihren Folgen zum Opfer. Beispiele für Klimaveränderungen, die mit dem Untergang von Kulturen korrelieren, finden Klimaforscher\_innen, Geolog\_innen und Archäolog\_innen in verschiedenen Weltregionen (Information zu diesen Fragen:

[http://www.deutschlandfunk.de/duerre-fuehrt-zum-tod-einer-sprache.676.de.html?dram:article\\_id=230003](http://www.deutschlandfunk.de/duerre-fuehrt-zum-tod-einer-sprache.676.de.html?dram:article_id=230003);

<http://www.nytimes.com/1993/08/24/science/collapse-of-earliest-known-empire-is-linked-to-long-harsh-drought.html>; letzter Zugriff 23.10.2015)

Auch der spätere Niedergang des Römischen Weltreiches wird mit sich ändernden klimatischen Bedingungen in Zusammenhang gebracht, die z.B. zur Folge hatten, dass die militärischen Bemühungen zur Eroberung Germaniens östlich des Rheins aufgegeben wurden und Militärbasen am nördlichen Rhein ebenfalls aufgegeben bzw. reduziert wurden. Insbesondere die Kombination einer zu exzessiven Nutzung der Natur durch expansive Kulturen (z.B. Waldvernichtung für den Schiffsbau; Ausmergelung von Böden eroberter Gebiete durch eine Landwirtschaft, die Truppen versorgen sollte; Müllentsorgung großer Städte in fließende Gewässer etc.) mit klimatisch für die menschliche Existenzsicherung ungünstigen Bedingungen konnte fatale Auswirkungen haben (Klostermann 2008, S. 21ff.; Kalis u.a. 2008, S. 31ff.). In der Antike begegnen wir bereits Kulturen, die ein ausbeuterisches Verhältnis zur Natur entwickelt hatten, z.B.: *„Langsam, aber sicher, im Verlauf vieler Jahrhunderte, hatten die frühmittelmeerische und griechische Kultur Gebirgsgegenden mit Bergwerken und Steinbrüchen durchsetzt, in Urwaldgebiete eingegriffen und die Hänge überweidet.“* (Merchant 1987, S. 19)

## Naturbeherrschung

Carolyn Merchant bezog sich in ihrem Werk „Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft“ (1987) nicht auf die These von Naturkatastrophen und menschlicher Todeserfahrung als Ausgangspunkt für die Patriarchalisierung menschlicher Gesellschaften und für den Drang zur Naturbeherrschung. Sie beschrieb darin aber den Prozess der philosophischen bzw. naturwissenschaftlichen Formulierung eines Naturbeherrschungsprogramms in der europäischen Neuzeit. Die antike Philosophie, Literatur und Religion arbeitete mit der Metapher von der Natur als Nährerin, entwickelte aber auch Ideen zur Beherrschung von Natur. *„Diese beiden, miteinander konkurrierenden Bilder von der Natur und ihr unterschiedlicher normativer Gehalt sind noch in der Literatur, Kunst, Philosophie und Wissenschaft des 16. Jahrhunderts nachweisbar.“* (Merchant 1987, S. 19) Ebenfalls bereits in der Antike existierte die Vorstellung von der männlichen Idee und der weiblichen Materie, namentlich bei Platon, später übernommen von seinen Nachfolgern in der Renaissance (aber, so füge ich hinzu, auch bereits weit früher in den christlichen Vorstellungshorizont übernommen – Augustinus, der Kirchenvater, beispielsweise war im 4. Jahrhundert n.C. ein eifriger Platonleser). Die Natur in dieser Denkweise wurde als ausführendes Organ Gottes betrachtet, als mächtiger als der Mensch, aber Gott untergeordnet. Auch für Aristoteles waren Wachsen und Werden, Wandel und Prozess Kennzeichen der natürlichen Welt (ebd. S. 23-26). *„Die aristotelische Philosophie vereinigt zwar Form und Stoff im jeweiligen einzelnen Wesen, assoziiert jedoch Aktivität mit dem männlichen und Passivität mit dem weiblichen Prinzip.“* (ebd. S. 26) Aristoteles sieht in der Frau (wie ja auch von Thomas Laqueur dargestellt, vgl. weiter oben) einen *„(...) unvollständigen, verstümmelten Mann, da die Kälte des weiblichen Körpers das Menstruationsblut daran hindert, sich zum Samen zu vervollkommen“* (ebd. S. 28) Mit dem Bild von der Natur als Mutter, das in der antiken Philosophie und in diversen theologischen und philosophischen Strömungen bis in die Neuzeit präsent war, als eines lebendigen, fühlenden Organismus verband sich eine Ethik, die es verbot oder zumindest erschwerte, zerstörerisch in sie einzugreifen. Diese Ethik stand ökonomischer Ausbeutung und der Entwicklung einer invasiven Technik entgegen. Ab dem 16./17. Jahrhundert beschleunigte sich im westlichen Europa jedoch ein Wandel, der in eine Normalität der ungehinderten kommerziellen Verwertung von Natur mündete. Merchant bringt dies mit der Bergbauindustrie in Verbindung, in der die alte Ethik zugunsten einer ungehinderten Ausbeutbarkeit von natürlichen Ressourcen zunehmend ausgehebelt wurde; aber auch mit der landwirtschaftlichen Produktion für einen frühkapitalistischen Markt die, etwa in den Niederlanden, bereits in der frühen Neuzeit die Eigenbedarfsproduktion sowie kooperative Wirtschaftsformen verdrängte (ebd. S. 42/43, 50, 60ff.). Diese landwirtschaftliche Marktproduktion, will ich hier einflechten, war gerade zur Versorgung der Arbeiter in der aufblühenden Bergbauindustrie und damit für den Bergbau schlechthin eine Voraussetzung. Der Bergbau wiederum war, noch vor der Textilindustrie, der erste Produktionskontext in der kapitalistische Kernkompetenzen ausgefeilt und eingeübt wurden. Im Aufsatz „Geheime Macht im Schoß der Erde. Das Symbolfeld des Bergbaus zwischen Sozialgeschichte und Psychohistorie“ (1988) untersuchte Hartmut Böhme literarisch das sich verändernde Naturverhältnis im Zusammenhang mit dem Bergbau. Er konstatierte, dass eine wesentliche Veränderung des Naturverhältnisses sich erst in der europäischen Neuzeit durchsetzte. Sie zeichnete sich in einer entsprechenden Einführung neuer Technologien ab (ich füge hier hinzu: Macht- und Beherrschungstechnologien, Produktions- und

Reproduktionstechnologien, Finanz- und Transaktionstechnologien). Ein wesentliches Moment für die Ermöglichung dieser Entwicklung sah Böhme in einer sich verändernden Arbeitsethik.

*„Doch rückte die Entwicklung der Montantechnik während der römischen Herrschaft keineswegs über den vorchristlichen Stand hinaus. Erst recht gab es keine Hochschätzung der Arbeit: im Bergbau, in den Marmorgruben und Salinen arbeiteten Verurteilte und Sklaven. So entwickelte sich weder in der biblischen noch paganen Tradition ein zwingendes Motiv zur technologischen Innovation im Zeichen darin angestrebter Beherrschung der Natur. Eine Dynamisierung von Arbeitsethik und Technik setzt, scheinbar überraschend, erst im lateinischen Mönchstum ein. Arbeit bekommt die Funktion, Dienst an der Bewahrung und Vollendung der Natur zu sein.“ (Böhme 1988, S. 67/68)*

Aus den neugegründeten, frühmittelalterlichen christlichen Klöstern in Europa strömte eine innovative Kraft (Erfindungen in der Handwerkstechnik, Konstruktion von Maschinen), v.a. durch die Benediktiner und Zisterzienser (ebd. S. 68).

Der sakrale Charakter des Bergbaus blieb im Mittelalter bestehen, geriet zunehmend in Widerspruch zur gewünschten ökonomischen Nutzung durch die Besitzer der Bergwerke, die Landesherrn. Ich ergänze hier, dass der Bergbau die beste Möglichkeit zur Gewinnung von Finanzmitteln bot, um eine imperiale Machtpolitik umzusetzen.

Im Mittelalter erfolgte eine durchgreifende Christianisierung des Bergbaus, die heidnische Deutungen zwar nicht völlig verdrängte, aber christlich überlagerte. Präsent blieb eine intensive Marien- und Heiligenverehrung in den Bergbau-Zentren Tirols, Sachsens, Böhmens und Schlesiens.

*„Der Gedanke der Mitarbeit an der Vollendung der Natur verbindet sich eigenartig mit der Auffassung der Natur als Fremde und Feindin: sie spiegelt in der physischen Abhängigkeit des Menschen ständig seinen Sündencharakter. (...) Die theologische Deutung der Naturbeherrschung mit dem eschatologischen Ziel der Wiedergewinnung des Paradieses ist die Quelle jenes Technik-Traums, der das künstliche Paradies zum Heilsweg technischer Entwicklung erklärt.“ (ebd. S. 69)*

*„Vor der frühkapitalistischen Inbesitznahme des Bergbaus zeigt sich also eine von christlicher Theologie abgeleitete ideologische technologievorbereitende Entwicklung. In ihr wird die lebendige, in ihrer Macht zu fürchtende und zu verehrende Natur deanimiert und ideologisch für jedwede Herrschaftsform freigegeben. Es bedarf keinerlei Gefühle der Rücksicht auf Naturzusammenhänge mehr – Natur repräsentiert den Sündenstand schlechthin –, sondern vielmehr der theologischen Rücksicht des Menschen auf sich selbst: als Technik tritt der Mensch aus der Natur heraus und in die (selbstgewirkte) Heilsgeschichte ein. Naturbeherrschung ist Selbsterlösung.“ (ebd. S. 70)*

Mit Christina von Braun gesprochen hatte diesbezüglich also der Logos – das geschriebene Wort – dazu verholfen, dass die Akteure der mittelalterlichen Christenreligion zur Vorstellung einer dem Geist entgegen gesetzten, sündigen Natur fanden; dass die Aufgabe des Christen darin bestand, dieser Natur die Macht abzujagen, sie nutzbar zu machen. Wir befinden uns hier in der Phase der Entmächtigung der Natur, in der dieser Sündigkeit, Böses,

Teuflisches unterstellt werden musste, um ihre Unterwerfung zu rechtfertigen. Der Beginn ihrer Deinkarnation. Die christlichen Mönche und Nonnen waren gleichzeitig Männer und Frauen der urbarmachenden Tat und des gelesenen, gesprochenen, geschriebenen Wortes. Sie produzierten beackerbares Land, steinerne Klöster, Arbeitstechniken und –maschinen, Handelstechniken, Verwaltungstechniken, Arbeitsorganisationstechniken, Zeitmessungstechniken, Bücher, Predigten, Gedankenwelten, Bibliotheken – und Bilderkunst, die das Gedachte und Geschriebene in gefilterter und überwältigender Form an das analphabetische Volk vermittelte. Die Mönche und Nonnen produzierten außerdem Lebensgemeinschaften und Produktionsweisen außerhalb von Familien-, Clan-, Verwandtschaftsbindungen. Und zurück zu Böhme: Die katholischen Mönche und Nonnen produzierten einen Arbeitsethos, bevor Protestant\_innen, insbesondere Calvinist\_innen diese Neuschöpfung vollendeten.

Neben dem Bergbau (wichtig für die Geldentwicklung und primäre Kapitalakkumulation) führte Böhme, sich auf J.D. Bernal berufend, die Schifffahrt (Handelserweiterung) und die Kriegstechnik (Machtressource) als entscheidende Ebenen technologischer Entwicklung des Mittelalters an. Nach der Christianisierung des Bergbaus setzte 1450 bis 1550 eine intensive Kapitalisierung desselben ein. Seit dem 15. Jahrhundert verbreitete sich wegen der hohen Investitionskosten die Praxis der stillen Teilhaber (Böhme 1988, S 71). Beispielsweise und vor allem die augsburgische Familie Fugger fundierte damit ihr Wirtschaftsimperium, füge ich hinzu.

*„Die Überführung der Produktionsverhältnisse des Montanbaus in kapitalistische führt aufgrund der kapitalintensiven Bewirtschaftung innerhalb weniger Generationen dazu, daß [sic] alle finanzschwachen Gewerkschaften und Kleinunternehmer verschwinden; Mechanisierungen der Produktion, Arbeitsteilung, Beamtenverwaltung und Lohnarbeit werden für den Bergbau charakteristisch. Revierfernes Kapital und Fürstenhäuser bestimmen die Montanwirtschaft. Der Metallhandel internationalisiert sich über die europäischen Seehandelszentren wie Antwerpen, Venedig, Danzig und Hamburg.“ (ebd. S. 71)*

Ergänzen will ich hier, dass das damals weltumspannende Habsburger Reich auf diesem Bergbaufundament stand. Nach der Ausbeutung der mitteleuropäischen Zentren verlagerten sich diese v.a. auch in die Neue Welt, die Fachleute wanderten mit.

Die Bergbauentwicklung dynamisierte die Entwicklung von Mechanik, Hydraulik, Wasserenergietechnik, Chemie und Medizin. Eine Chemie-Medizin begann die Kräutermedizin abzulösen. Damit einhergehend wurden moralische Hemmnisse bei der Naturaneignung abgebaut. Der alten Einstellung, dass der Mensch seine Lebensgrundlagen vernichte, wenn er den Leib der Mutter Erde (wie im Bergbau der Fall) verletze, stellte sich der Vorwurf gegenüber, die Erde behandle den Menschen wie eine Stiefmutter, wenn sie ihm ihre kostbaren Hervorbringungen vorenthalte. Die weibliche Natur sei also selbst schuld an ihrer Vergewaltigung durch die männliche Technik (ebd. S. 73 und S. 78).

Im 18. Jahrhundert, in der Zeit der Formulierung der neuen bürgerlichen Geschlechterverhältnisse und –stereotypen, begann ein neuer Entwicklungsschub in der Montanindustrie (nach dem beschriebenen spätmittelalterlichen). Der Rationalisierungsprozess geriet in Schwung. Der Landesherr Sachsens etwa gründete eine Bergakademie, vereinheitlichte die Ausbildung, einheitliche Verwaltungsstrukturen wurden geschaffen, der Bergbau verwissenschaftlicht. Ethische, religiöse oder naturphilosophische

Bedenken gab es jetzt nicht mehr. Begleitet wurde dies von der kartographischen Erschließung der Bodenschätze (ebd. S. 101 und S. 102).

Diese Kartographisierung, Einteilung, vermessende Verfügbarmachung und Kategorisierung betraf übrigens die Erde und alle (sich konstituierenden) Wissensbereiche. Der Natur war ihre „Boshaftigkeit“ im Wesentlichen ausgetrieben worden, nun wurde sie im Sinne ihrer kapitalistischen Nutzbarmachung und machtpolitischen Verwertung neu gedacht und beschrieben; in kleine Einheiten zerlegt und wieder zusammengesetzt: das Kernprojekt der neuzeitlichen Naturwissenschaft, das insbesondere im 19. und 20. Jahrhundert mit allen Mitteln umgesetzt wurde.

## Psychotische Psychen

Aber nach wie vor stellt sich die Frage: Wieso das Ganze? Was geht da ab? Wieso diese Naturbeherrschungsmanie?

Wie schon vermutet werden kann: Niemand bietet eine allumfassende, letztendliche Erklärung. Es existieren Annahmen, Thesen, Theorien dazu. Manche (nicht wenige) Menschen sind der Ansicht, der Mensch sei einfach so und das wäre immer schon so gewesen.

Die Klimaveränderungsthese habe ich bereits dargelegt. Also: Klimaveränderungen verursachten menschliche Katastrophenerfahrungen, Erfahrungen des Hungerns, Austrocknens, Ertrinkens, Erkrankens und Leidens, des großen Sterbens, des Verlustes von Menschen, Tieren, Pflanzen, Heimat, spirituellen Orten, Ahn\_innenorten. Diese Erfahrungen veränderten – in kurzer Zeit oder schleichend, unbewusst, geschichtsvernichtend – psychische Dispositionen und gesellschaftliche Strukturen, Konstellationen und Mentalitäten. Eine mögliche Psycho- und Sozioformation, um diesen Erfahrungen zu begegnen, ist die Abspaltung und Projektion des Angstmachenden, der Drang, Verfügungsmacht über andere Menschen zu erlangen, Angst in Herrschaftsmacht umzuwandeln, Angst-/Ohnmachtsgefühle durch Gewalttätigkeit auszuagieren, Todesangst, Sterblichkeitsangst, Leidensangst, Abhängigkeitsangst durch die Beherrschung einer Natur zu bewältigen, aus der man sich herausstellt, der man sich entgegensetzt, die man dämonisiert, unterwirft, vernichtet, domestiziert, neu definiert bzw. in der Terminologie von Christina von Braun: die man desinkarniert und künstlich wieder inkarniert. An aller exponiertester Stelle mit dabei ist das Geschlechterverhältnis.

Carolyn Merchant nimmt in der Literatur des 16./17. Jahrhunderts eine augenfällige Tendenz wahr, „(...) die Natur wie die menschliche Gesellschaft als Wildnis zu betrachten und die Bändigung und Kontrolle der naturgegebenen Gewalten und Geschehnisse zu fordern.“ (Merchant 1987, S. 144) Die „Entdecker“ von Kontinenten und deren Bevölkerungen interpretierten ihre „Entdeckungen“ oft entsprechend dieser Wahrnehmungsweise. Natur, Wilde, Frauen wurden mit der Gesetzlosigkeit der Natur, mit Triebhaftigkeit verbunden, auch wenn gleichzeitig Bilder von der Frau als Bewahrerin des Schönen und Guten gezeichnet wurden (Jungfrau Maria).

*„Inbegriff der Gesetzlosigkeit waren im Makrokosmos der Zusammenbruch des geordneten Gefüges der Natur und die unzivilisierte Wildheit der neuen Welt, in der Gesellschaft die Hexe, die die Naturkräfte beherrschte, und die Frau, die sich gegen die gottgewollte Ordnung der Dinge stellte; und im menschlichen Subjekt die Bestialität des Indianers und des Kannibalen, die Geschlechtstriebe des Weibes und die animalischen Leidenschaften aller Menschen. Solche Gesetzlosigkeit kündete den Tod*

*der alten Ordnung der Natur. Aus ihrer aufgestörten Asche erstieg eine neue Ordnung, die das menschliche Subjekt, Gesellschaft und Kosmos neu aufbauen sollte. Die Passivität der Frau im Bereich der Reproduktion wurde wieder verstärkt und die sexuelle Leidenschaft unterdrückt. Gleichzeitig verbannte man – mit dem Aufhören der Hexenprozesse – die Geister aus der Natur. Weibliche Rollen wurden zunehmend im Sinne häuslicher Aufgaben definiert, Frauen der mittleren und oberen Schicht erlebten ja in der ehelichen Beziehung bereits eine zunehmende wirtschaftliche Unterordnung. Eine neue Methode des Experimentierens, darauf angelegt, die Natur zu knebeln und ihr ihre Geheimnisse zu entreißen, sollte die Gesellschaft heben und ‚zivilisieren‘. Der Makrokosmos wurde als Maschine gesehen, was symbolisch zu der neuen, verfügbaren Form menschlicher Ordnung und Herrschaft paßte [sic].“ (ebd. S. 163)*

Für das ausgehende Mittelalter bzw. die frühe Neuzeit legten Historiker\_innen Befunde für eine v.a. im wirtschaftlichen Bereich sich abzeichnende Abwertung von Frauen vor. Auch im Bereich der sogenannten höheren Bildung kam es mit der Institutionalisierung von Bildungsinstitutionen (Zugangspforten zu beruflichen Karrieren und Machtpositionen) in der frühen Neuzeit zu einem Ausschluss von Oberschichtfrauen aus den selbigen. Im Mittelalter waren ja gerade Oberschichtfrauen neben männlichen und weiblichen Kirchenleuten in erster Linie Träger\_innen von Schrift-Bildung. Als Beleg für die Unterordnung im wirtschaftlichen Bereich wurde etwa angeführt, wie der Ausschluss von Frauen aus den Zünften betrieben wurde. Die Freiheiten der v.a. im Hochmittelalter aufblühenden Städte nutzten auch Frauen für ihre berufliche Existenz, einige auch selbständig und unabhängig von Männern. Zwischen 1320 und 1500 in Frankfurt sind für Frauen beispielsweise 200 Berufsarten nachgewiesen, 65 davon ausschließlich in weiblicher Form. Seit Anfang des 12. Jahrhunderts organisierten sich die männlichen Handwerker in Zünften, an denen Frauen zunehmend beteiligt waren bzw. in die sie aufgenommen wurden. Sie gründeten eigene Frauenzünfte in frauendominierten Berufen (dazu vgl.:

[http://www.frauenwissen.at/frauenleben\\_mittelalter.php](http://www.frauenwissen.at/frauenleben_mittelalter.php); letzter Zugriff 16.10.2015).

Bis 1500 waren Frauen überall zu den Zünften zugelassen gewesen und männlichen Arbeitern rechtlich gleichgestellt, insofern sie ihre Beiträge zur Zunftkasse bezahlten. Bei einzelnen Zünften, die bereits im 14. Jahrhundert begannen, Frauenarbeit zu beschränken, war es vorgesehen, dass Witwen den Betrieb fortführten. Den Ausschluss von Frauen aus Zünften betrieben v.a. Gesellenverbände, weil Frauen niedriger bezahlt wurden und so Lohndruck entstand. Im 16. Jahrhundert widersetzten sich die öffentlich Verantwortlichen dem Ausschluss der Frauen noch, im 17. Jahrhundert gaben sie nach, im 18. Jahrhundert waren kaum noch Frauen im Handwerk tätig (Meyer 1980, S. 144). Vom 15. bis zum 17. Jahrhundert wurde der Ausschluss von Frauen aus den Zünften bzw. den entsprechenden Handwerken durchgesetzt (Reith 1999, S. 195f.).

Jedenfalls verloren Frauen als Gruppe im Bäckerei-, Metzgerei- und Brauereihandwerk an Boden – „Ende des 17. Jahrhunderts war den Frauen das Brauereihandwerk verloren gegangen, ein Beruf, auf den sie in früheren Zeiten das Monopol gehabt haben.“ (Merchant 1987, S. 167) Im Frühkapitalismus verloren sie in der Produktion an Bedeutung, wie Merchant formuliert (ebd. S. 168), bzw., so will ich ergänzen, sie arbeiteten weiterhin, aber ihre Arbeit war nicht mehr als Arbeit von Frauen ausgewiesen, weil sie in der entstehenden Geschlechterhierarchie unter die Arbeit von Männern subsumiert wurde. Die Ergebnisse weiblicher Arbeit erhielten sozusagen einen Aufkleber mit Männernamen – eine bis heute übliche Praxis, die von den Gegner\_innen einer gegenderten Sprache mit Zähnen und Klauen

verteidigt wird (vielfach vermutlich ohne jegliches Bewusstsein dafür, WAS da verteidigt wird).

In den Städten dominierten Frauen im Mittelalter den Kleinhandel, sie waren nach dem Ehe- und Erbrecht ihren Ehemännern fast gleichgestellt. Frauen dominierten Berufe im Textilsektor, sie waren im Metall- und Holzhandwerk vertreten, in der Bäckerei, Bierbrauerei, sie waren Abschreiberinnen und Briefdruckerinnen. Es gibt Belege für Frauen, die im Groß- und Fernhandel tätig waren. Der Ausschluss von Frauen aus beruflichen Zusammenhängen bzw. ihre Abwertung zu Zuarbeiterinnen erfolgte dann etwa, indem man Meisterinnen das Recht entzog, Lehnmädchen auszubilden, sodass angesehene Frauenberufe zu Hilfsarbeiten herabgesetzt wurden; weiters indem Frauen von ihnen dominierte Berufszweige wie die Bierbrauerei entzogen wurden (die dann hauptsächlich Mönche übernahmen); durch ihren Ausschluss aus den Zünften; die Kirche wirkte aktiv mit an diesem Prozess, indem sie die Rechte von Frauenklöstern beschnitt. Kirche, weltliche Herrschaften und Zünfte sorgten im 15./16. Jahrhundert dafür, dass die jahrhundertlang blühende unabhängige, wirtschaftlich sehr erfolgreiche Lebensweise der Beginen diffamiert (sie wurden auch als Hexen verfolgt) und schließlich verunmöglicht wurde (dazu vgl.:

[http://www.frauenwissen.at/frauenleben\\_mittelalter.php](http://www.frauenwissen.at/frauenleben_mittelalter.php); letzter Zugriff 16.10.2015)

Verschriftlichte, kopierte, rezipierte philosophische und wissenschaftliche Gedankengebäude dienten in der Antike, in der frühen Neuzeit und ganz besonders wieder im 19. Jahrhundert als Ideologien zur Niederhaltung von Frauen bzw. von menschlichen Lebewesen, die als weiblich gelabelt wurden. Im 19. Jahrhundert ging es darum, die politische Untergeordnetheit/Bedeutungslosigkeit und wirtschaftliche Abhängigkeit von Frauen wissenschaftlich festzuschreiben. Eine geistige Unterlegenheit verbunden mit größerer Emotionalität von Frauen wurde postuliert, Schädelumfang, Gehirnmasse, Hormone, Menstruation und Schwangerschaft mussten für die Beweisführung herhalten (Merchant 1987, S. 175 f.). Merchant zeichnet detailliert nach, wie neuzeitliche Denker dieses Programm ausarbeiteten, deutlich fassbar seit Bacon (1561-1626), der sich damit beschäftigte, die menschliche Verfügungsgewalt über die Natur herzustellen, der Natur ihre Geheimnisse zu entreißen mithilfe der Methode des Verhörs. Die Natur sollte – Grundlage heute noch gültiger natur- und sozialwissenschaftlicher, standardisierter Methodik – ins Labor gesperrt, zerlegt, zergliedert, seziiert, kontrolliert werden und ihre Geheimnisse enthüllen (ebd. S. 175 ff.). Die Verhörmethodik wurde übrigens in Ketzer- und Hexenprozessen perfektioniert, die Beichte im Zweiersetting folgte diesem Muster. Die Maschinenmetapher löste die Metapher vom lebendigen Organismus als Vorstellungsschablone für das Wesen irdischer Zusammenhänge ab.

*„Die Verdrängung des Organismus durch die Maschine beschäftigte die besten Köpfe in einer Zeit, die im geistigen wie im gesellschaftlichen Raum erfüllt war von Angst, Verwirrung und Instabilität.*

*Die Beseitigung animistischer, organischer Annahmen über den Kosmos besiegelte den Tod der Natur – die weitreichendste Folge der wissenschaftlichen Revolution. Da man die Natur nunmehr als System toter, träger Teilchen ansah, die durch äußere statt durch innere Kräfte in Bewegung versetzt werden, vermochte der mechanistische Begriffsrahmen selber die Manipulation der Natur zu legitimieren. Darüber hinaus hatte sich die mechanische Ordnung als Begriffssystem verbunden mit einem Komplex von Wertvorstellungen, die auf Macht basierten, was voll und ganz der Richtung des Handelskapitalismus entsprach.“ (Merchant 1987, S. 193)*

Dieses mechanistische Denken basierte auf Ordnung und Macht; mathematisch definierte Ordnung ohne unvorhersehbare Veränderung; Macht durch das Eingreifen in die so konzipierte Welt. Das dementsprechend aufbereitete Forschungsprogramm wurde seit dem 17. Jahrhundert zur kulturellen Grundlage, Modelle vom Menschen und der Gesellschaft entwerfend. *„So werden menschlicher Körper und menschliche Psyche als reaktive, konditionierbare Größen behandelt und das menschliche Gehirn als Computer. Das Gemeinwesen ist zu einem Pluralismus atomisierter Interessensgruppen geworden. Der mechanistische Kosmos erstreckt sich nun auch auf chemische, elektrische, thermodynamische und zelluläre Phänomene.“* (ebd. S. 277) Das wissenschaftliche Programm des Mechanismus hat sich umfassend institutionalisiert. *„Natur, Frauen, Schwarze und Lohnarbeiter haben einen neuen ‚Status‘ erlangt Sie wurden zu natürlichen, menschlichen Ressourcen für das moderne Weltsystem. Die höchste Ironie bei all diesen Veränderungen ist vielleicht der Name, unter dem sie firmieren: Rationalität.“* (ebd. S. 277)

Aber wieso das Ganze? Lag es an den mehrfach schon besprochenen katastrophischen Erfahrungen, die mithilfe der vorhandenen individuell und gesellschaftlich psychischen Mittel nicht mehr zu bewältigen waren? Und wenn ja, wie haben diese Erfahrungen Menschen – Denk-, Fühl-, Körper-, Verhaltensmuster – getroffen, verändert?

Franz Renggli, Psychoanalytiker, Familien- und Paartherapeut aus der Schweiz, publizierte psychogeschichtliche Bücher. In „Selbsterstörung aus Verlassenheit. Die Pest als Ausbruch einer Massenpsychose im Mittelalter. Zur Geschichte der frühen Mutter-Kind-Beziehung“ beschrieb er die menschliche Anfälligkeit für Seuchen nicht als Ausgangspunkt sondern als Folge einer kollektiven psychotischen Disposition von Gesellschaften (Renggli 1992). Er explizierte die These, dass die Entwicklung hin zu einer kapitalistischen Ökonomie menschliche Beziehungen veränderte, insbesondere die Eltern-Kind und vor allem die Mutter-Kind-Beziehung. Er bezeichnete seine Theorie als sozio-somatisches Krisenmodell (ebd. S. 18). Die Anfälligkeit von Bevölkerungen für Massenepidemien wäre eine Folge von Hochkulturentwicklung, die mit der Disziplinierung menschlicher Bedürfnisse verbunden sei – zunächst in den oberen gesellschaftlichen Schichten. Diese Disziplinierung verursachte psychotische Grundtendenzen in den menschlichen Psychen, die in veränderungsaufgeladenen historischen Situationen gesellschaftlich zum Ausbruch kämen. Renggli nahm als Ursache psychotischer Dispositionen eine sehr frühe Trennung von Mutter und Säugling an – die Säuglinge wurden tagsüber weggelegt und nicht mehr am Körper getragen oder sie kamen zu Ammen. Schließlich verbannten die Oberschichtleute ihre Kleinstkinder dann auch nachts aus ihren Betten (in denen die übrigen Familienmitglieder plus Gäste im frühen Mittelalter zusammen schliefen) in eine Wiege. Klaus Theweleit, auf dessen Analyse des soldatischen Mannes ich weiter oben eingegangen bin, folgend ergäbe sich so eine gesellschaftlich standardisierte frühkindliche körperlich-psychische Verunsicherung von Oberschichtkindern (Auflösungsangst in einer vorverbalen Phase). Renggli ortete also die wirtschaftliche Entwicklung und damit verbundene Hochkultur-Entwicklung im europäischen Mittelalter als Ursache für den Übergang von einer autarkiebasierten Wirtschaft zu einer Geldwirtschaft, die menschliche Zusammenhänge abstrahierte. Eine geistig-religiöse Krise (Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst; Reformbewegungen, Glaubenskriege) ging damit einher (ebd. S. 39, S. 40).

Die den Müttern ihren Kindern gegenüber aufgezwungene ambivalente Haltung (Bedrängen mit Zärtlichkeit zur Kompensation eigener Bedürftigkeit abwechselnd mit Versagung von Zuwendung und Zärtlichkeit) produzierte bei Kindern ein in Allmacht und Ohnmacht gespaltenes Selbstbild. *„Der psychotische Mensch hat also kein stabiles Selbstbild, im Extremfall besitzt er überhaupt keine Identität, kein Gefühl für sich selbst. Ein solcher Mensch*

*erlebt sich damit als grenzenlos offen oder als Verstärker des Unbewussten seiner Umwelt. Der Psychotiker neigt deshalb zu radikaler Abhängigkeit.*“ (ebd. S. 62) Zur Verdeutlichung analysierte Renggli ausführlich die Autobiographie des Abtes Guibert de Nogent aus dem 11. Jahrhundert (ebd. S. 66ff.), in der sich die entsprechenden Motive nachvollziehen lassen: das der Selbstentwertung; der idealisierten Mutter, die sich dem Kind als greifbare, körperlich präsente Person entzieht, es aber im Sinne christlicher Triebabspaltung und christlichen Sündigkeitsbewusstseins erzieht/drillt; des abwesenden, früh verstorbenen, abgelehnten Vaters; des mittels körperlicher Gewalt erziehenden Lehrers, der es gut mit dem Zögling meint, den der Zögling ablehnt und dann wieder als Bezugsperson braucht und verehrt; des überschwänglichen Ausbruchs aller lebendigen Gefühle in der Pubertät (als Mutter und Lehrer in eine Kloster gehen und der Junge auf sich gestellt ist) und des darauffolgenden umso härteren Verzichts, der Selbstbeichtigung, als der Junge ebenfalls ins Kloster kommt (nachdem die Dienstbot\_innen Lehrer und Mutter von dem Treiben des jungen Mannes in Kenntnis setzten). Ich vermute, dass Guibert de Nogent als gebildeter Kirchenmann die Autobiographie des Augustinus aus dem 4. Jahrhundert kannte, der darin zum Teil ähnliche Motive ausarbeitete. Kirchenmänner schrieben historisch früh Autobiographien und andere Abhandlungen, die kopiert und von des Schreibens und Lesens Kundigen massenweise rezipiert wurden. Projektive Weltbilder, im Sinne von Christina von Braun, verankerten sich damit in Gedankenwelten. Die Autor\_innen selbst waren äußerst belesene und im projektiven Denken geübte Menschen. Augustinus etwa studierte und kannte die griechische philosophische Literatur ebenso wie die christliche mehrerer damals konkurrierender Strömungen. Die Gedankenwelten dieser Werke flossen in ihn ein. In Augustinus Ideenhorizont konkurrierten diese Gedankenwelten bzw. lösten einander ab. Schließlich entwarf er in seinen Hauptwerken (er schrieb bzw. diktierte sehr, sehr viel) und gerade in seiner Autobiographie eine Machttechnik der Selbstbeherrschung, die der Verbreitung des Christentums durch nach diesem Muster selbstdisziplinierten Individuen sehr dienlich war. An dieser Stelle will ich daran erinnern, dass die spätere christliche Religion aus einer chiliastischen Bewegung hervorging. Der historische Mensch Jesus verstand sich selbst vermutlich als ein die bevorstehende Endzeit ankündigender Prophet. Nachdem die Endzeit nicht so bald eintrat, verstetigte sich nach der Ermordung Jesu das Christentum als zunehmend institutionalisierte Religion. Ein irdischer Permanentzustand mit Ausrichtung auf ein Jenseitiges wurde eingerichtet. Das Christentum entwickelte sich aus der jüdischen Religion heraus, nahm Anleihen aus gnostischem und platonischem Auseinanderspalten von Geist und Erscheinung, von göttlichem Licht und irdischem Dunkel und verjenseitigte die Erlösung. Damit traf es dann offenbar einen Nerv, weil es schnell Anhänger\_innen in verschiedenen Gesellschaften und Gesellschaftsschichten fand – überall in diesen sich patriarchalisierten Bevölkerungen, die sich offenbar auf der Erde so unerlöst fühlten, gespalten, unterdrückt usw. Christliche Geistliche und Würdenträger\_innen, die Askese einübten, die die Triebaustreibung als Erlösungsmodus praktizierten, trieben die Verteufelung des irdisch Lebendigen voran. Diese Verteufelung war im 4./5. Jahrhundert bei Augustinus präsent. Augustinus wurde im heutigen Algerien von einer christianisierten Mutter geboren. Er war ein hoch gebildeter Kosmopolit, der sich in Karthago, Rom, Mailand aufhielt und sich in Mailand taufen ließ. Damals schrieb er schon eine Autobiographie „Confessiones“. Er nahm eine dreigeteilte Welt an – offenbar platonisch geprägt – des höchsten Seins, des Menschen mit Geist-Seele und schließlich des niedrig Irdischen, letztere die Welt des Werdens, die den Sinnen zugänglich ist. Diese Lehre beeinflusste maßgeblich die westlichen Kirchen. Augustinus als ein Mann der Schrift suchte unaufhörlich in Schriften nach einer für ihn passenden Philosophie, las Cicero, wirkte als aktiver Anhänger der

manichäischen Religion, von der er sich dann offenbar enttäuscht abwandte und kam schließlich zum Christentum als dieser römische Staatsreligion wurde. Er befasste sich mit Platon und den Neuplatonikern – also Logos, Logos über Logos – übte die Welt so zu mögen, wie sie sein sollte, nicht wie sie war. Auf eine persönliche Krise folgten ein Bekehrungserlebnis und der Beschluss auf seinen Beruf zu verzichten und auf Sexualität, nachdem er seit seinem 16. Lebensjahr Lebensgefährtinnen gehabt und auch ein Kind gezeugt hatte. Er zog sich für einige Zeit zurück und verfasste Schriften – dieses Schreiben und Lesen fungierte als zentrale Technik zur Ausarbeitung eines entweltlichten Logos. Parallel dazu übte er den Verzicht auf das, was offenbar als sehr lebendig empfunden wurde. Seine Taufe verstand er, wie viele Christen damals, als Bruch mit der Welt (siehe Wikipedia [https://de.wikipedia.org/wiki/Augustinus\\_von\\_Hippo](https://de.wikipedia.org/wiki/Augustinus_von_Hippo); letzter Zugriff 26.10.2015). Nach einigen kontemplativen Jahren auf dem Familienbesitz unternahm er eine Klostergründung, erhielt die Priesterweihe, wurde Bischof von Hippo. Nun endete die kontemplative Lebensphase, er predigte, verwaltete, bekämpfte konkurrierende christliche und andere religiöse Strömungen (wie den Manichäismus, Donatismus, Pelagianismus) und diktierte sehr viele Bücher. Er vertrat die Unabhängigkeit der nordafrikanischen Kirche gegenüber Rom. Nach der Eroberung Roms durch die Westgoten im Jahr 410 widersprach er der Ansicht, dass der Fall Roms den göttlichen Heilsplan in Frage stelle. Er starb 430, während Hippo von den Vandalen belagert wurde.

Leute wie Augustinus fluteten mit ihrem Geschriebenen Gedankenwelten; wie Christina von Brau es formuliert: sie usurpierten spiegelbildliche durch projektive Weltbilder. Die kognitive Rezeption von Geschriebenem materialisierte sich beim Einüben von Macht-, Beherrschungs-, Disziplinierungstechniken am eigenen Leib, die be- bzw. geschriebenen Denkmuster jubelten den Lesenden Spaltungstechniken unter. Es erfolgte eine künstliche Zerlegung des menschlich-organismisch Verbundenen in rein-unrein, falsch-richtig, gut-böse, erwünscht-unerwünscht, reingeistig-triebhaft, körperlich-geistig, usw. Durch die Umsetzung entsprechender Selbst- und Fremddisziplinierungsmodi (z.B. in der Kindererziehung) formierten sich Psychoklassen, um hier auf den Begriff von Lloyd de Mause zurück zu kommen. Menschen inkorporierten die Neigung nicht erwünschte Lebensenergien eher abzuspalten und zu projizieren oder eher in sich selbst zu unterdrücken (bzw. beides mit unterschiedlicher Gewichtung).

Renggli legte die psychotische Veranlagung neuzeitlich-abendländischer Menschen offen und wies darauf hin, dass dieser Wahnsinn bereit war (immer noch ist?), in entsprechenden historischen Situationen als Massenpsychose das Ruder zu übernehmen. Rationalität, sobald sie Spaltungen erzeugt, ist eine Technik des Wahnsinns. Renggli ging soweit, diesen durch Spaltung und Trennung von der Mutter erzeugten Wahnsinn als Grundlage unserer Zivilisation anzunehmen. Im Kern unserer Zivilisation würde das am Verlassenheitsweh verzweifelte Kind schreien.

*„Jede Hochkultur ist verbunden mit einer Trennung zwischen Mutter und Kind – das Niederlegen des Kleinkindes ist ihr wesentliches Merkmal. Die Elite innerhalb einer Hochkultur zeichnet sich dadurch aus, daß [sic] sich Mutter und Kind sofort nach der Geburt trennen und zwar total: Das Kleinkind wird einer Amme übergeben. Dies ist die Anpassung der Oberschicht, des Adels, an die Macht.“ (ebd. S. 159)*

In mittelalterlichen italienischen Stadtstaaten, den ersten Zentren der Entwicklung des Handelskapitalismus, wurden Kleinkinder der Mittel- und Oberschicht nach der Geburt sofort von der Mutter getrennt und einer Säugeamme übergeben. Erst nach zwei Jahren

kamen die kleinen Kinder zurück zur Mutter. Die Vereinsamung des Kleinkindes und späteren Erwachsenen korrespondierte mit dem Aufblühen unserer Kultur und des neuentwickelten Handelskapitalismus.

*„Die zunehmende Vereinsamung des Kleinkindes, ausgedrückt im nächtlichen Schreien, und die steigende Aggressivität der Mütter ihren Kleinkindern gegenüber gehören zusammen, sind die beiden Seiten derselben Medaille. Sie sind Ausdruck der zusätzlichen Trennung von Mutter und Kind am Beginn unserer Zivilisation, Ausdruck einer weiteren Entfremdung der beiden als Anpassung an die Höherentwicklung unserer Kultur.“* (ebd. S. 161)

In Italien entvölkerte die Pest ökonomisch prosperierende Städte, bevor das im nördlichen Europa der Fall war – die Pest griff früher. Bevor die Pest in Mittel- und Nordeuropa in mehreren Seuchenzügen zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert die dann auch hier psychotisch geschwächten Immunsysteme heimsuchte, agierten die Menschen ihr Lebensgefühl auch in einer vor Lebensfreude überschäumenden, hypersexualisierten Gegenwelt aus (ebd. S. 91). Die Spaltung fand im Mittelalter ihre einprägsame bildliche Ausgestaltung in den Gegenspielern Gott und Teufel. Im Alten Testament war Gott noch beides, milde und gütig sowie bestrafend und böseartig. Im Neuen Testament trat der Feind Gottes in Erscheinung, als derjenige, der in Versuchung führt.

*„Im Mittelalter wird der Teufel zu einer immer mächtigeren und schließlich zu einer sinnlich wahrnehmbaren Gestalt. Er wird zum großen Gegenspieler Gottes. (...) Und schließlich muß [sic] die Spaltung des Frauenbildes erwähnt werden: einerseits die Heilige Jungfrau oder Mutter Maria, die nicht mal fähig ist, sich eine Sünde vorzustellen, und andererseits die Welt der Hexen, die vom Sex besessen sind und nichts anderes im Sinn haben, als sich an den Männern zu rächen und die Welt zu schädigen.“* (Renggli 1992, S. 92).

Vom Hochmittelalter bis zum Beginn der Neuzeit nahmen Gewalt und Grausamkeit überhand (Kriminalität, Folter, Hinrichtungen) und entfesselte sich eine Tendenz zur Hypersexualität (Kleidung – enges Wams und Hose, Schamkapsel, Dekolleté und hochgebundene Brüste; Bordelle, Badehäuser, Liebesromane, Darstellung von Nacktheit in der Malerei). Askese und Selbstzüchtigung waren die andere Seite der Medaille von überbordender Sexualität, Gewalt und Grausamkeit. Dies deutete Renggli als Anzeichen einer tiefen Spaltung und Grundlage der Psychose im christlichen Abendland. Der Wahnsinn trat in Form des Karnevals und in Gestalt des Narren auf. Ein Teufelswahn verbreitete sich, der in den Gemälden etwa von Hieronymus Bosch oder Pieter Bruegel augenfällig wurde. *„Der teufelsgläubige Mensch muß [sic] sich nicht weiter mit seiner Schattenseite beschäftigen, sich mit seinen destruktiven Anteilen auseinandersetzen, sondern der Teufel ist Ursache und Träger des Bösen in dieser Welt.“* (ebd. S. 105) Für Luther und seine Zeitgenossen existierte der Teufel leibhaftig – er wurde zu einem alltäglichen Wahn (ebd. S. 111). In diesem Kontext deutete Renggli auch den Hexenwahn zu Beginn der Neuzeit. Die Verfolgung von Ketzer\_innen (Anhänger\_innen von mit dem Katholizismus konkurrierenden christlichen Richtungen) ging der Hexenverfolgung voraus und verlief zum Teil parallel mit ihr. Zunächst wurden den meist männlichen Ketzern (Waldenser) seit dem 12. Jahrhundert immer grausigere Verbrechen unterstellt, die unter der 1252 als Verhörmethode eingeführten Folter aus ihnen herausgepeinigt wurden. Teufelsverehrung, Promiskuität, das

Verbrennen von Kindern, deren Asche als Zaubermittel gebraucht wurde, waren zentrale Verhörergebnisse. Der Ketzer wurde zum Zauberer, der im Pakt mit dem Teufel stehe und den Ketzersabbat feiere. (Das entsprechende Verdächtigungsrepertoire fand übrigens Anwendung bei der Vernichtung des Templerordens, durchdrang Verschwörungstheorien bis ins 19. Jahrhundert gegen Freimaurer, Juden etc. – wie von Umberto Eco trefflich dargestellt in seinem Roman „Der Friedhof von Prag“). Das Wort „Ketzer“ wurde auch auf von der Kirche als Pervertierung gottgegebener Natur gedeutete Homosexualität übertragen (<https://de.wikipedia.org/wiki/Ketzer>; letzter Zugriff 26.10.2015). Eine weitere Übertragung erfolgte, nach Renggli, vom männlichen auf das weibliche Geschlecht, aus der uns die Figur der von der Inquisition verfolgten Hexe entgegentritt. Im 15. Jahrhundert gab es die ersten Massenprozesse, nun erst sind Frauen unter den Angeklagten in der Mehrzahl. Diese ersten Massenprozesse spielten sich in Südfrankreich, dem Kerngebiet der Ketzer\_innenverfolgung ab und in Teilen der Schweiz (wo, das sei hier hinzugefügt, das Konzil von Bern 1431 bis 1449 tagte, auf dem sich Kleriker – unter ihnen Lobbyisten der Hexenverfolgung – von überall her trafen und die Möglichkeit eines intensiven Austauschs face to face sowie zur raschen Verbreitung entsprechenden Gedankenguts wahrnahmen). Die Hexenverfolgung in Deutschland, wo sie schließlich am opferreichsten wütete, geschah hauptsächlich zwischen 1560 und 1660. Alle gesellschaftlichen Schichten beteiligten sich daran, Intellektuelle und „einfaches Volk“, was Renggli auf einen Verlust der Realitätskontrolle zurückführte. *„Ob Philosophen oder Theologen, Wissenschaftler oder Staatsbeamte – sie alle glauben an die Existenz von Hexen, oder sie schweigen zu diesem Problem! Und dies in einem Zeitalter, in welchem die Vernunft immer größere Bedeutung erhält, d.h. zu Beginn der Neuzeit, nicht im ‚finsternen‘ Mittelalter.“* (ebd. S. 125) Hinter der Hexe stehe der Teufel, der, wie von Luther, sinnlich wahrgenommen wurde. Die Grundstruktur der Hexenzuschreibung glich der des zauberischen Ketzers: Teufelspakt, sexuelle Beziehung zum Teufel, nächtliche Sabbatfahrt auf einem Stock oder Besen, Treffen am Sabbat, um dem christlichen Glauben abzuschwören, es mit allen Anwesenden zu treiben und Schadenszauber vorzubereiten (ebd. S. 125/26).

Der große Unterschied der Inquisitionsprozesse gegenüber dem vorherigen germanischen Prozessrecht war das Akkusationsprinzip (in dem sich Kläger und Angeklagter mit gleichem Recht gegenüber standen). Nun war eine Denunziation ohne Prozessrisiken für den Kläger möglich. Es brauchte aber ausreichend Indizien, um die Folter anwenden zu dürfen. Nur in der Folter wurden die verrückten Geständnisse erzwungen. Hexenproben lieferten Indizien. Notstandsgesetze wurde verabschiedet, weil die Hexenproben mit der Zeit zu umständlich wurden. Nun führte der bloße Verdacht zu Verhaftung und Folter, auch mehrmaliger Folter, obwohl eigentlich nur die einmalige von Rechts wegen vorgesehen war. Die Folter wurde so lange fortgesetzt, bis Namen von Kompliz\_innen genannt wurden. Im Verlauf der Hexenverfolgung veränderte sich das Bild der Hexe hin zum passiven Opfern anstelle der aktiven, Schaden stiftenden Hexe; immer mehr Männer der Oberschicht wurden der Hexerei bezichtigt und angeklagt – und zwar von Frauen, die sich selbst der Besessenheit bezichtigten. *„In diesen Besessenheitsprozessen scheint es den Frauen damals gelungen zu sein, die ursprünglich gegen sie gerichtete Vernichtung jetzt gegen das männliche Geschlecht zu wenden.“* (ebd. S. 131) (Vgl. hier z.B. die dem Theaterstück „Hexenjagd“ Arthur Miller zugrundeliegenden Ereignisse in Salem, Massachusetts, im Jahr 1692.)

Der Spuk hörte anscheinend also allmählich auf, weil den Herren das zu brenzlich wurde. Renggli verstand die Pest, wie dargelegt, nicht psycho-somatisch sondern sozio-somatisch als „Ergebnis“ einer Massenpsychose (Renggli 1992, S. 114). Im 16. und 17. Jh. folgte auf die überbordende Lebensfreude eine Welle der Repression und Unterdrückung (ebd. S. 153).

Badehäuser und Bordelle wurden geschlossen, der sexuelle Wortschatz schrumpfte, das unbedeckte Schlafen der ganzen Familie in einem Bett kam aus der Mode, sexuelle Praktiken wie die Selbstbefriedigung wurden verboten; Gewaltverbrechen nahmen langsam ab, die Folter als Verhörmethode wurde aufgegeben; kirchliche Feste wurden stark eingeschränkt, gesittete Prozessionen traten an die Stelle des Theaters in der Kirche, Volksbräuche gingen in den Untergrund. Man spricht vom Zeitalter des Absolutismus, in dem sich Beamtenapparate vergrößerten, sowie das Polizeiwesen, die Justiz mit neu entworfenen Gesetzen neu justiert wurde. Der Gehorsam gegenüber dem König und gegenüber dem Vater in der Familie verpflichtete Staatsbürger und Frau und Kinder (ebd. S. 153/54). Arme sollten mittels Internierung und Einsperrung an Arbeit gewöhnt werden. Reformation und Gegenreformation förderten Fleiß, Nüchternheit, Sparsamkeit, Selbstkontrolle. Der Wahnsinn wurde aus der Gesellschaft ausgegrenzt und verschwand im Hospital, mithin im Unbewussten. Der Mensch wurde normal (ebd. S. 155).

Neuzeitliche, aufklärerische Erziehungsmodelle, etwa von John Locke oder Jean Jacques Rousseau, interpretierte Renggli vor diesem Hintergrund. Wünsche und Bedürfnisse der Kinder sollten aberzogen werden, Kinder sollten das Weinen verlernen.

*„Nie wieder Schwäche, nie wieder Ohnmacht, nie wieder Hilflosigkeit. Macht unter allen Umständen. Wenn möglich, Allmacht. Macht über sich selber, über den Körper mit all seinen Wünschen, über die Frau und die Kinder, über die Natur. Und wenn wir diese Textpassagen von Locke und Rousseau über das Weinen lesen, dann können wir sie sogar verstehen, die Irrsinnsdynamik der patriarchalischen Männer.“* (ebd. S. 205)

Erziehung erzeugte eine Neigung zu Fügsamkeit und Gehorsam, brach den Eigensinn und verhinderte Autonomie und Selbständigkeit auf der Grundlage von „Vernunft“. Die Säuglinge wurden gewickelt und isoliert.

Renggli bezog sich, wie dargestellt, auf kulturelle und ökonomische Veränderungen Richtung Hochkultur und damit verbundene psychische Anpassungen ab der Kleinstkindbehandlung, er bezog sich nicht auf Naturkatastrophen als Ausgangserfahrung für massenpsychotische Entwicklungen.

### **Bewältigung von Todesangst**

Die Kulturwissenschaftlerin und Medizinhistorikerin Anna Bergmann nahm die als „kleine Eiszeit“ bezeichnete Klimaveränderung ab dem 13. Jahrhundert und das damit verbundene „große Sterben“ zum Ausgangspunkt der Entwicklung spezifischer Beherrschungs- und Gewaltformen in der europäischen Neuzeit, die sie mit der kulturellen Bewältigung von Todesangst verbunden sieht (Bergmann 2004, S. 20, Neuauflage 2015).

Während im Frühmittelalter günstige klimatische Verhältnisse die menschliche Existenzsicherung begünstigten, belegen Klimatolog\_innen und historische Quellen ab dem Hochmittelalter Klimaschwankungen, die bis ins 17. Jahrhundert andauerten – ein Sinken der Durchschnittstemperaturen, feuchte Sommer, kalte Winter. Naturkatastrophen waren die Folge – Überflutungen, Dürren mit Hungersnöten, Kälteperioden, Heuschreckenplagen etc. Der Historiker Josef Nußbaumer zählte für Tirol etwa von 1520 bis 1882 14 große Überschwemmungen auf (Nußbaumer 2000, S. 21), von 1225 bis 1500 acht Hungerperioden, wobei seine Liste unvollständig sei (ebd. S. 28), von 1338 bis 1869 acht Heuschreckenüberfälle (ebd. S. 31), eine besonders schlimme Hungersnot ist für 1571 überliefert (ebd. S. 32ff.) und weitere Not- und Hungersjahre von 1491/92, 1590, 1648/49,

1771/72, 1816/17 und 1846/47 (ebd. S. 41/42). Er zitierte aus den Chroniken Kälteperioden, Seuchenzüge, Kriegszüge, Getreideteuerungen, die miteinander interagierten. (Nach meinen Kenntnissen ließen sich ähnliche Chroniken der Katastrophen für viele Regionen in Europa erstellen.)

Anna Bergmann befindet die Katastrophenerfahrungen, gerade die Pestzüge des 14. Jahrhunderts, für maßgeblich oder sogar ausschlaggebend für die Entstehung des Kapitalismus in Europa (Bergmann 2004, S. 37). Die Wüstungen durch den Bevölkerungsrückgang und der Arbeitskräftemangel in der Landwirtschaft begünstigten die Erweiterung eines kapitalistisch orientierten Marktes (Schafzucht und Wollexport; Fleischproduktion – verändertes Essverhalten, Bierproduktion etc.) (ebd. S. 38). Die Pest- und allgemein die Seuchenzüge, die ab dem 14. Jahrhundert bis ins 19. Jahrhundert regelmäßig europäische Gesellschaften heimsuchten, veränderten diese bzw. ihre gewohnten Lebensweisen grundlegend, führten zu Fluchtbewegungen, zu einer Mobilisierung (ebd. S. 44).

Das wiederholte Massensterben hatte einen Zusammenbruch des Totenkultes zur Folge – es war nicht mehr möglich, Sterben, Tod und Trauer in tradierten Formen, mit magisch begründeten Ritualen zu bewältigen (ebd. S. 48), was die Angst vor dem Tod verstärkte. Die jahrhundertelange Pestbekämpfung produzierte eine gesundheitspolitische Administration, eine Politik der Überwachung und Gefangennahme, eine Isolations- und Desinfektionspolitik, die Bergmann als hygienische Militarisierung des öffentlichen Lebens bezeichnete (ebd. S. 68). Der in den frühneuzeitlichen Städten behördlich verordnete Umgang mit der Pest erzwang den Verzicht auf magische Praktiken.

Im Umgang mit der Pest setzten die Behörden auf Absonderung, Ausschluss, Ausweisung und Quarantäne – auf Individualisierung und Anonymisierung der Opfer. Die Opfer wurden aus ihren gesellschaftlichen Bezügen gelöst, aus der Gemeinschaft ausgesondert. Diejenigen, die mit ihnen in Berührung kommen mussten – die sie etwa versorgten, Massengräber aushoben und die Leichen dorthin brachten, wurden aus Unterschichten – etwa aus dem fahrendem Volk – rekrutiert und zu diesen Tätigkeiten gezwungen.

Quarantänemaßnahmen führte Bergmann auf eine magische Vorstellungswelt zurück (Opferkult, Feuer, Wasser, Rauch als reinigende Elemente) (ebd. S. 317). Grenzen zwischen einem religiösen Opferkult und atheistischem Töten verwischten, diese Grenzverwischung begleitete die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Medizin (ebd. S. 318)

*„Ebenso gaben sie [die realen Todeserfahrungen; AS] den Impuls für die Entstehung der modernen Hygiene, aber auch für den Wahrnehmungswandel von Armut sowie von mobilen Randgruppen. Die Pest spielte für eine sich ausdifferenzierende Bürokratie, für Institutionalisierungsprozesse des Strafsystems seit dem 14. Jahrhundert, kurzum, für die Entstehung des modernen Staates und die damit verbundene Staatsraison und der Staatsgrenzen (z.B. Schweiz, Habsburgerreich) eine bedeutsame Rolle.“* (ebd. S. 70)

Ein weiterer Aspekt, der gesellschaftliche Veränderungen tief in den Psychen und Körpern verankerte, ergab sich aus der Schuld, die die Überlebenden zwangsläufig auf sich luden durch den Umgang mit den Sterbenden und die Aneignung von deren Besitz. Ängste vor göttlicher oder magischer Rache gingen damit einher.

*„Die über fünf Jahrhunderte eingeübten Praktiken der Abwehr gegen den Pesttod hatten eine Lebensform hervorgebracht, deren Wesensmerkmal in der Zerstörung des*

*Sozialen bestand. Sie kann in ihrer gewalttätigen und traumatisierenden Dimension gar nicht überschätzt werden: Der über Generationen hinweg vorgeschriebene gesellschaftliche Ausschluß [sic] von seuchenerkrankten Menschen und Pesttoten, die Entstehung des gefürchteten anonymen Massengrabes, Vertreibungen von Sterbenden sowie Aneignung des Besitzes Verstorbener verankerten im kollektiven Unbewußten [sic] Gewissensängste, dürften in der Durchsetzung der rassenhygienischen und eugenischen Politik seit Ende des 19. Jahrhunderts ebenso wie in der nationalsozialistischen Massenvernichtung eine Rolle gespielt haben.“ (ebd. S. 91)*

In der Zeit der Renaissance – zu Beginn des Verwissenschaftlichungsprozesses – ging es darum, Möglichkeiten zu finden, um die Natur zu beeinflussen und zu verändern mit dem Ziel eine „(...) von Gott unabhängige Sicherheit durch menschliches Handeln zu gewinnen.“ (ebd. S. 100). Der Natur sollten ihre Geheimnisse abgejagt werden; wie Francis Bacon postulierte, sogar mit dem Mittel der Folter; so wie in der Hexenfolter experimentelle Methoden als Mittel der Beweisfindung eingeführt wurden (ebd. S. 106).

In dieser Zeit beginnt die anatomische Zergliederung des Menschen durch Vivisektion, was vordem undenkbar war. Einer der Väter der modernen Naturwissenschaften, René Descartes (17. Jahrhundert), ein Begründer eines mechanistischen Weltbildes, betrachtete alle Lebewesen außer dem Menschen als seelenlos und setzte dem im Gehirn verorteten Geist einen seelenlosen, nach mechanistischen Prinzipien funktionierenden Körper entgegen (ebd. S. 109ff.). Für die erforderlichen medizinischen Experimente verwendete man Menschen aus Unterschichten (Verstorbene aus Hospitälern, Gefängnissen, Zucht-, Armen-, Waisen-, Invaliden- und Findelhäusern, unverheiratete Mütter und deren Kinder, Dirnen, Soldaten, Selbstmörder, Ertrunkene, nicht ortsansässige und Verstorbene ohne Hinterlassenschaft, deren Begräbniskosten die Gemeinde zu tragen gehabt hätte – ebd. S. 127) – sowohl als Tote für die Vivisektion, als auch später im 19. Jahrhundert für die Durchführung medizinischer Experimente etwa in der Gynäkologie bzw. Geburtshilfe. Gewalt war der Methodik der medizinischen Forschung immanent, ein nicht-Fühlen gegenüber den Personen, an denen experimentiert wurde, galt als Voraussetzung seriöser Forschung. Reihenexperimenten an „Patientenmaterial“ zur Erforschung von Viren und Bakterien bzw. deren Bekämpfung durch Impfung waren beispielsweise Standard. Die Klassifizierung von „Minderwertigen“, „Entarteten“ ermöglichte eine zusätzliche Distanzierung der Experimentatoren von den Menschen.

*„Aus der anatomischen Bemächtigung der Toten verarmter Gesellschaftsschichten ging unmittelbar die Entwicklung der anatomischen Pathologie und Anthropologie hervor, die sowohl die ideologischen Wurzeln des seit Ende des 19. Jahrhunderts praktizierten wissenschaftlichen Rassismus (Rassenanthropologie, Eugenik, Rassenhygiene) bildeten als auch den Fundus der von Königen und Fürsten begehrten Naturalienkabinette stellten, mit denen nicht zuletzt die europäische Museologie begründet wurde.“ (ebd. S. 128)*

Die anatomische Vivisektion wurde seit dem späten 15. Jahrhundert als Aufführung, als das anatomische Theater, zelebriert, mit geladenem Publikum (v.a. adelige Würdenträger und Studenten). Neben Leichen wurden Sektionen an lebenden Tieren vorgenommen, nicht nur das Gesehene, sondern auch die Schmerzlaute der Tiere wurden als Forschungsdaten verwendet.

Der Psychiater Cesare Lombroso, 1836 – 1909, Turin, formulierte eine Entartungslehre, die er mit einer Theorie vom geborenen Verbrecher verband.

*„Er verknüpfte anthropologische mit psychischen und sozialen Besonderheiten und konstruierte sie zu einer speziellen Varietät – dem ‚geborenen Verbrecher‘. Er unterstellte solchen ‚Menschentypen‘ atavistische Kennzeichen, nämlich wiederauftretende Merkmale aus früheren Entwicklungsstadien der menschlichen Evolution. Kinder, ‚Wilde‘, Frauen standen demzufolge mit dem geistigen und moralischen Niveau des ‚geborenen Verbrechers‘ auf einer Stufe.“ (Bergmann 1992, S. 151)*

*„Die rasanten Entwicklungen und Neuentdeckungen des 19. Jahrhunderts, jene Umwälzungen, die den Menschen neue psychische Leistungen abverlangten und einen bisher nicht dagewesenen Anpassungsdruck erforderten, wurden in der Degenerationslehre durchaus problematisiert. Psychische Erkrankungen in diesem Ausmaß seien historisch neu, und zwar keineswegs, weil man ‚die neuen Nervenkrankheiten nicht bemerkte‘ – so Nordau – sondern, ‚weil sie früher nicht vorkamen‘. Die Entwicklung der Großstädte, die Steigerung der Arbeitsintensität, der Schulzwang für Kinder und eine neue Pädagogik, die züchtigte und disziplinierte, neue Transportmittel und die Verbreitung neuer Medien – all das wurde für die Entstehung der ‚Entartung‘ als Massenphänomen in Erwägung gezogen, jedoch in den Hintergrund gedrängt.“ (Bergmann 1992, S. 157)*

Die medizinisch-psychiatrische Diagnostik definierte Kriminelle, Prostituierte, Bettler\_innen, Alkoholiker\_innen usw. als Kranke und behauptete, dieses Urteil würde auf Wertneutralität und Objektivität basieren (ebd. S. 160)

Im Mittelpunkt der Medikalisierung stand auch die Vereinnahmung weiblicher Gebärfähigkeit (wie Carolyn Merchant u.a. ebenfalls ausführen). Bergmann verwendete in diesem Zusammenhang den Logosbegriff von Christian von Braun.

*„Solche Okkupation der weiblichen Gebärfähigkeit hat im 20. Jahrhundert mit der Medikalisierung des Frauenleibs und seiner Fruchtbarkeit eine neue Dimension bekommen. Die Abtreibungsgesetze und ihre ganz spezifische Anbindung an medizinische Kompetenz haben sich als die tragenden Säule des modernen Patriarchats profiliert, denn sie bilden die Basis für den Aneignungsprozeß [sic] der weiblichen Gebärfähigkeit durch den Logos – ideell per definitionem und realiter per Technik. Das Herrschaftssystem der Väter (Patriarchat), das per se und schon immer auf Abstrakta angewiesen war – z.B. indem Vaterschaft vergesetzlicht und Mutterschaft ohne männliche Assoziation zur Illegitimität verdammt wurde – ist mit dem Logos geschaffenen Frauenkörper im 20. Jahrhundert einen großen Schritt weitergekommen. Dagegen sind die Politik- und Wissensverbote für Frauen stümperhafte Relikte aus dem 19. Jahrhundert.“ (Bergmann 1992, S. 241)*

In den Schlusskapiteln ihres Buches „Der entseelte Patient“ widmet sich Bergmann schließlich der Transplantationsmedizin als Resultat und Kulminationspunkt des Projekts der Naturbeherrschung und Todesabschaffung, das seit der frühen Neuzeit in vollem Gange ist. Sie führt aus, auf welchem hochgradig gewalttätigen Weg Krankheit, Tod, Alter und Elend besiegt werden sollten und sollen.

Der Argumentation von Anna Bergmann und anderer hier zitierter Autor\_innen folgend, könnte die Vernichtung von matrizenrierten und die Durchsetzung von patriarchalen Gesellschaftsformen oder die Ersetzung von spiegelbildlichen durch projektive Vorstellungswelten oder die Erschaffung der modernen Naturwissenschaften als Naturbeherrschungstechniken auf massivste Katastrophen- und Todeserfahrungen folgen. Diese wurden verarbeitet; im Kontext der Naturwissenschaften durch eine Verdrängung und Verteufelung vormaliger Wissensweisen mit Hilfe der Schrift; durch das Projekt zur Zähmung der Natur, zum Besiegen der Materie, zur Transformation von Natur bzw. Materie in künstliche Natur/Materie. Einen Höhepunkt erklimmte dieses Projekt mit dem Biologismus des 19. Jahrhunderts, der die Welt als Naturgesetz formulierte.

Die tiefe und wiederholte Traumatisierung von Generationen von Menschen in Europa hätte somit eine psychisch-körperlich Grundlage für das dichotome, spaltende Denken und Fühlen geschaffen. Dieses hätte sich aus der Hoffnung oder dem Glauben gespeist, es wäre möglich, das (abgespaltene) Irdische, Leibliche, Veränderliche, Sterbliche, das nicht Perfekte zu überwinden, zu verbessern, zu reparieren.

Seit dem 19. Jahrhundert, seit der biologischen Kategorisierung und Pathologisierung nicht der Norm entsprechender Geschlechtlichkeit, entwickelten Medizin, Psychiatrie, Psychologie und Chemie Methoden und Mittel, um Abweichendes zu normalisieren (z.B. nicht rollenkonforme Frauen, die in Massen die psychiatrischen Anstalten bevölkerten) oder zu „neutralisieren“. Um nur zwei Beispiele herauszugreifen bezüglich des Normalisierungseifers, den die modernen Naturwissenschaften pflegten und der sich in Politiken, Gesetze, gesellschaftliche Verhaltensmuster umsetzte:

Ein solches gesetzlich vorgeschriebenes Verbrechen (nach dem Criminal Law Amendment Act von 1885) wurde z.B. an Alan Turing, dem Pionier der theoretischen Entwicklung der Informations- und Computertechnologie, dem die kriegswichtige Entschlüsselung des Enigma-Codes der Nazis gelang, vom englischen Staat begangen. 1952 wurde er aufgrund seiner Homosexualität zur chemischen Kastration verurteilt in deren Folge er an einer Depression erkrankte und schließlich Selbstmord beging.

Dietmar Larcher beschreibt die Ergebnisse einer Studie über verhaltenswissenschaftliche Geschlechterkonstruktion von Burke Mitte der 1990er Jahre. In den USA gab es staatlich finanzierte Forschungsprogramme, die an Kliniken durchgeführt wurden, um schon bei Kleinkindern sicher zu stellen, dass sie „richtige Jungen“ und „richtige Mädchen“ wurden. Das United States Public Health Service und das National Institute of Mental Health stellten finanzielle Mittel zur Verfügung, um „sexual identity disturbances“ zu diagnostizieren und zu behandeln. Die Ergebnisse dieser Projekte flossen in medizinische Fachbücher ein und fanden große Verbreitung (Larcher 2000, S. 49).

Wie sich aus der jüngeren und fernerer Vergangenheit unschwer erschließen lässt, gehen Naturkatastrophen und menschengemachte Katastrophen Hand in Hand. Die Katastrophenerfahrungen, darin stimme ich mit den zitierten Autor\_innen uneingeschränkt überein, informieren Leiber, Psyche, Denkmuster und –systeme. Sie produzieren psychotische Grundstimmungen (wie Renggli ausführte), sie produzieren Überlebensstrategien wie eben psychotische Spaltungen als Grundlage für die Entwicklung von Naturbeherrschungstechniken; die ja nur auf Basis einer Spaltung und Hierarchisierung Geist-Materie, Geist-Natur in Gang kommen können. Sie produzieren Erziehungs-, Überlebens-, Herrschaftstechniken, aus denen nicht-zu-Ende-geborene Psyche/Körper oder verunsicherte, von Auflösung bedrohte und überwältigte Psyche/Körper hervorgehen. Wir oder viele von uns Menschen gehen in den Spaltungsmodus (in die Auflösungsangst), wenn wir bedroht werden oder uns bedroht fühlen; und manche von uns sitzen unvermittelt

in der psychotischen Achterbahn. Dann schaut uns „der Teufel aus den Augen“, wie meine Schwester unlängst zutreffend formulierte. Das lässt sich z.B. unschwer beobachten und selbst erfahren, wenn Postengerangel in Firmen, Parteien etc. ausbrechen (und es den Beteiligten um existentielle Pläne geht). Fühle ich mich verbunden mit allem und allen und „mit“ mir selber (die Sprache gibt es kaum her, verbindend zu formulieren) oder spalte ich mich ab von dem, was mir nicht passt und mich selbst in 1000 Partikel? Die ich dann nicht mehr zusammenbekomme – nur für einen Moment durch gewalttätige Entladung nach Außen?

## Multiversum der Geschlechter und des Begehrens

Maßgebliche Wissenschaftler im 19. Jahrhundert verfolgten also obsessiv die Kategorisierung von Geschlechtern, Rassen, Ethnien, Gesundheitsklassen und sozialen Klassen sowie deren Einordnung in evolutionär erzeugte Hierarchien.

Zwei durch ihre Anatomie wesentlich unterschiedene Geschlechter wurden als Normtypen definiert (und bis heute endokrinologisch, genetisch und durch die Hirnforschung präzisiert). Forschungen, die diese festgelegten biologischen Unterschiede mit sogenannten männlichen oder weiblichen Verhaltensweisen und Eigenschaften in Zusammenhang brachten, fanden und finden große Resonanz. Dafür sorgen populärwissenschaftliche Bestsellerliteratur oder bekömmlich aufbereitete Zeitungsartikel unter reißerischen Überschriften. Forschungen, die solche Zusammenhänge nicht signifikant bestätigten oder sogar widerlegten, fanden/finden weitaus weniger Beachtung.

Verfechter\_innen der Unterschiedslogik werfen den Zweifler\_innen daran gerne vor, sie würden offensichtlich bestehende Unterschiede ignorieren. Aber, wie Jürgen Voss formuliert: *„Es geht nicht darum, ob aktuelle Differenzen zwischen ‚Mann‘ und ‚Frau‘ feststellbar sind, sondern es geht gegen die Annahme, dass diese Differenzen natürlich sind.“* (Voss 2011, S. 20) Daraufhin folgt in der Gegenargumentation dann der Hinweis auf die Ergebnisse der (natur)wissenschaftlicher Untersuchungen. Diese klaren Ergebnisse erbrachte die Forschung der letzten Jahrzehnte jedoch keineswegs.

Die Hirnforscherin Lise Eliot analysierte für ihre Publikation zu Unterschieden zwischen Mädchen und Jungen sämtliche erreichbaren aktuellen Studien aus dem biologischen Bereich. Diese Studien bestätigten die naturhafte Anlage festgestellter Unterschiede nicht. Etwa was das Gehirn anbelangt:

*„Bei meinen ausgiebigen Recherchen fand ich aber nur erstaunlich wenige Studien, die verlässliche Hinweise auf Geschlechtsunterschiede im kindlichen Gehirn liefern. Ja, es gibt solche Befunde, aber wenn ich mir sämtliche [sämtliche kursiv gedruckt im Original; Anm. AS] Daten vor Augen halte – nicht nur jene Studien, die bestätigen, was wir über das Verhalten von Mädchen und Jungen ohnehin schon wissen –, bleiben für mich im Grunde nur zwei wesentliche Sachverhalte übrig, die bislang eindeutig erwiesen sind.“* (Eliot 2010, S. 13)

Diese Sachverhalte wären das im Durchschnitt größere Gehirn von Jungen und dass das Gehirn von Mädchen im Durchschnitt ein bis zwei Jahre früher aufhört zu wachsen. Männlich konnotierte Fähigkeiten mit der größeren Durchschnittsgröße von Jungengehirnen zu

begründen, mache allerdings wenig Sinn, weil dann umgekehrt weiblich konnotierte Fähigkeiten mit den kleineren Mädchengehirnen begründet werden müssten. Anna Bergmann stellte fest:

*„Das Hirngewicht von Männern – also eine minimale organische und keineswegs essentielle leibliche Geschlechterdifferenz – galt als naturgesetzliche Entsprechung der sozialen, kulturellen und politischen Unterlegenheit von Frauen. Diese Verkündung eines Bio-Logos hatte den Effekt, dass im 19. Jahrhundert die Geschlechterhierarchie als Naturgesetz verobjektiviert wurde und sich dadurch jedem politischen Widerlegungsversuch zu entziehen vermochte.“* (Bergmann 1992, S. 255)

Eliot führte aus, dass die Gehirne von Mädchen und Jungen sich erstaunlich ähnelten und es scheint das Gehirn *„(...) zunächst in viel geringerem Maße geschlechtsspezifisch ausdifferenziert zu sein, als dies später bei Männern und Frauen der Fall ist.“* (ebd. S. 14) Da geschieht also etwas am Weg vom Kind zum\_r Erwachsenen. Menschen sozialisieren sich in Interaktion mit dem, was sie vorfinden.

*„Die Unterscheidung nach Geschlecht erscheint als ‚natürlich‘, weil sie stets schon im gesellschaftlichen Werden eines jeden Menschen stattfindet. Die gesellschaftliche Herstellung von Geschlecht ist somit kaum nachvollziehbar, da Geschlecht für dich und mich immer schon da ist. Du und ich zitieren aus dem gesellschaftlich erlernten Repertoire von Merkmalen und Bedeutungen von Geschlecht. Wir interpretieren diese Merkmale und Bedeutungen und setzen durch die Interpretation eigene hinzu. Wie wir uns auch verhalten, selbst wenn wir die binäre geschlechtliche Einordnung von Menschen ablehnen, so beziehen wir uns doch stets auf das gesellschaftliche Repertoire bezüglich Geschlecht und tragen es damit weiter.“* (Voss 2011, S. 60)

So schreibt Jürgen Voss, studierter Biologe, Inhaber einer Forschungsprofessur „Sexualwissenschaft und sexuelle Bildung“, in seinem Buch „Geschlecht. Wider die Natürlichkeit“.

Lise Eliot selbst erforscht eine Eigenschaft des Gehirns, die wesentlich dazu beiträgt, dass Menschen sich geschlechtsspezifisch sozialisieren, dass sie sich mittels „doing gender“ geschlechtstypisch auseinanderentwickeln: nämlich die Plastizität des Gehirns. *„Dieser etwas sperrige Ausdruck bezeichnet die faszinierende Tatsache, dass das Gehirn formbar ist und sich durch die Erfahrungen, die es macht, fortwährend verändert. (...) so verfügt unser Gehirn über die phänomenale Fähigkeit, sich je nach den zu bewältigenden Aufgaben selbst umzubauen.“* (Eliot 2010, S. 15)

Ich halte nun fest: In die im 19. Jahrhundert naturwissenschaftlich erarbeitete anatomische Männlichkeit und Weiblichkeit wurde eine charakterliche, wesensmäßige Männlichkeit, Weiblichkeit eingeschrieben sowie deren jeweilige Prädestiniertheit für gesellschaftliche/familiäre Aufgaben und Bereiche. Daraus ergab sich: Über das Auseinanderdividieren der Geschlechter erfolgte eine umfassende Arbeitsteilung, die jedoch weniger die Zuteilung realer Arbeiten meinte, als vielmehr die Kumulierung von Arbeitsanforderungen bei Frauen verbunden mit ihrer Deprivierung von ökonomischen Mitteln und gesellschaftlichen Macht- und Einflussmitteln. Reale Frauen arbeiteten in den Fabriken, in Bergwerken, auf Feldern, in Läden genauso wie in größeren und kleineren Haushalten, in der Versorgung von Kindern, Kranken, Älteren. Die bürgerliche Geschlechterordnung definierte Frauenarbeit außerhalb der Haushalte jedoch als Ausnahme

bzw. als Zusatzarbeit zur männlichen und legitimierte damit geringere Löhne, unsichere Bedingungen, hierarchische Unterordnung.

Was den Geschlechter-Normalformen nicht entsprach, wurde als minderwertig, pathologisch, degeneriert klassifiziert und behandelt. Die Psychiatrien waren voll mit solchen Frauen, die oft genug von ihren Vätern oder Ehemännern zur Einlieferung preisgegeben wurden.

Andere „Rassen“ oder „Ethnien“ als die weiße, außerdem physisch/geistig/psychisch als krank definierte Menschen, unterschichtete Menschen, zum Teil auch ältere Menschen und Kinder wurden in den Kategorisierungssystemen in die Nähe von „weiblich“ gerückt oder „weiblich“ konnotiert.

Zweigeschlechtlichkeit und Heterobegehren als evidente Normalität aufzufassen und „Genderismus“ als obskure Übertreibung, wirft für die Zweigeschlechtlichkeits- und Heteronormalitätsverfechter\_innen Fragen auf: Wie begegne ich Menschen, die phänotypisch männlich oder weiblich sind, aber das jeweils andere oder nichts von alledem sein wollen? Wie begegne ich Männern, die Männer, und Frauen, die Frauen begehren? Wie begegne ich Menschen, die mit keinem eindeutigen Geschlecht auf die Welt kommen? Wie ordne ich dann Gesellschaften ein, in denen mehr als zwei Geschlechter leben? Wie verstehe ich Gesellschaften, in denen Frauen Eigenschaften zugeschrieben werden, die im hegemonialen Verständnis als eindeutig männlich und Männern solche, die als eindeutig weiblich vorausgesetzt werden?

Genügt es als Lösung, „tolerant“ zu sein? Lässt sich mit Toleranz die Verunsicherung der eigenen Selbstverständlichkeit bändigen, die durch diese Wahr-Nehmungen doch zwangsläufig ausgelöst werden muss? Oder tätigen die Sinnesorgane von Zweigeschlechtlichkeitsverfechter\_innen solche Wahr-Nehmungen einfach nicht? Oder werden die als nicht ins zweigeschlechtliche Schema Passenden dann halt doch wieder als irgendwie abweichend, krankhaft, abnormal erlebt? Oder genügt der Hinweis, dass das doch so wenige sind, dass die keine größere Beachtung finden müssen – denn Ausnahmen bestätigen ja die Regel?

Meine persönliche Lösung war und ist, mich verunsichern zu lassen. Verunsichern lassen heißt in diesem Fall, Irritationen von Denk-, Spür- und Verhaltensgewohnheiten sensibel zu orten und nicht gleich wegzumachen (abzuspalten); kognitive Muster in meinem Gehirn anzulegen, die Wahr-Nehmungen (und Wahr-Gebungen) überhaupt erst möglich machen; mich auf diese Weise weiterzuhangeln.

Mit den folgenden Ausführungen will ich weiter zu einem solchen sich-verunsichern-Lassen anregen. Ich freue mich ja auch über jede Gewissheit und Sicherheit, derer ich habhaft werden kann. Aber Gewissheiten und Sicherheiten tragen nicht ewig. Das Leben machte und macht (zumindest mir) zu viele seltsame Wahrnehmungsangebote. Ich komme nicht drum herum, mich zu fragen: „Wie passt das alles zusammen? Wie macht das Sinn? Wie kann ich das verstehen?“

## **Begrifflichkeit für Geschlechtervielfalt**

Die Dekonstruktion bürgerlicher Geschlechterstereotype passierte und passiert auch dadurch, dass sich Menschen Gehör verschafften und verschaffen, die sich in diese Geschlechterlogik nicht einordnen wollen bzw. können; dass sie eine Sprache kreierten, Bewegungen begründeten, politisch aktiv wurden und dass vor allem grüne, sozialistische oder liberale Parteien in Regierungsverantwortung entsprechende Themen in Maßnahmen

ummünzten. Und an dieser Stelle – also wenn Regierungsverantwortliche dieses Thema aufgreifen – gelangt es in den Scheinwerferstrahl der Wahrnehmbarkeit für eine breitere Öffentlichkeit. Darauf nahm ich Bezug am Beginn meiner Ausführungen.

Welche Begriffe gibt es nun für Varianten menschlicher Geschlechtlichkeit und menschlichen Begehrens, die dazu beitragen, entsprechende Vorstellungsnischen in den Gehirnen anzulegen?

In der „Fibel\_der\_vielen\_kleinen\_Unterschiede“ (hg.v. der LAG Lesben in NRW e.V.; [http://www.andersundgleich-nrw.de/images/Fibel\\_der\\_vielen\\_kleinen\\_Unterschiede.pdf](http://www.andersundgleich-nrw.de/images/Fibel_der_vielen_kleinen_Unterschiede.pdf); letzter Zugriff 26.10.2015) werden als sexuelle Identitäten und Geschlechtsidentitäten sowie sexuelle Orientierungen benannt:

Androgyn (starke „männliche“ und „weibliche“ Prägung einer Person)

Asexuell (kein Interesse an Sexualität)

Bisexuell (sexuelle Orientierung auf Männer und Frauen)

Heterosexuell (sexuelle Orientierung auf das jeweils andere Geschlecht)

Intersexualität (Menschen, die genetisch, hormonell und/oder anatomisch nicht „eindeutig“ geschlechtlich zuordenbar sind)

Homosexuell (gleichgeschlechtliches Begehren, Sexualität)

Lesbisch (homosexuelle Frauen)

Schwul (homosexuelle Männer)

Metrosexuell (heterosexuelle Männer, die großen Wert auf Styling legen, auch mit Mitteln, die eher Frauen oder homosexuellen Männern zugeordnet werden)

Queer (Sammelbegriff für alle mit den anderen genannten Begriffen – außer heterosexuell – verbundenen Lebensweisen, Denkweisen)

Transgender (Mann mit weiblicher oder Frau mit männlicher Geschlechtsidentität)

Transsexuell (Menschen, die ihr biologisches Geschlecht als falsch empfinden)

LSBTI: Diese Buchstabenkombination ist die Abkürzung für: lesbisch, schwul, bisexuell, transsexuell, transgender und intersexuell.

Neben den in der Broschüre aufgeführten gibt es noch den Begriff polysexuell (geht über bisexuell hinaus und bezieht Transgender und Transsexualität in die sexuelle Orientierung mit ein).

Mit Transsexualität unter ethischen, medizinischen, rechtlichen und psychosozialen Aspekten setzt sich Maurice Robert Reifgerste in seiner Bachelorarbeit eingehend auseinander, die über socialnet heruntergeladen werden kann

(<http://www.socialnet.de/materialien/26409.php>; letzter Zugriff 5.11.2015).

Die Biologin und feministische Wissenschaftsforscherin Anne Fausto Sterling benennt nach Schmitz (2006, S. 33) fünf Geschlechter, und zwar male, female, herms (echte Hermaphroditen), ferms (weibliche Pseudohermaphroditen) und merms (männliche Pseudohermaphroditen).

Expert\_innen der geschlechterbewussten Jugendarbeit wie Michael Drogand-Strud, Claudia Wallner, Marcel Franke führen in ihren Seminaren aus, dass es der biologischen wie sozialen Realität näher kommt, Geschlechtlichkeit nicht als essentielle Zweiheit wahrzunehmen sondern als Kontinuum zwischen zwei Polen, auf dem es sehr viele Möglichkeiten der Verortung gibt.

Aus der geschichtlichen, ethnologischen bzw. kulturanthropologischen und soziologischen Forschung sind jedenfalls eine Reihe von Möglichkeiten bekannt, Geschlecht, Geschlechterverhältnisse, gesellschaftliche Ordnungen, Politik und Ökonomie anders als der bürgerlich-dichotomen Konstruktion gemäß zu verstehen, wie im Folgenden zu zeigen ist.

## **Frauen, die sich „männlich“ sozialisieren und die männlich leben**

Historische und ethnologische Forschungen verdeutlichen, dass Frauen in patriarchalen Gesellschaften oft „wie Männer“ erzogen bzw. für Tätigkeiten herangezogen wurden, wenn in einer Familie keine männlichen Nachkommen verfügbar waren.

### **Frauen arbeiten wie Männer**

Während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war die bäuerliche Tiroler Gesellschaft zwar bereits seit Jahrhunderten ökonomisch überregional verlinkt. Gleichzeitig beeinflusste die traditionelle Praxis (und Notwendigkeit) der Selbstversorgung mit Lebensmitteln in einer überschaubaren Gemeinschaft noch das alltägliche Handeln und Entscheiden bäuerlich wirtschaftender Menschengruppen. Die politischen, juristischen und ökonomischen Grundlagen für das Selbstbewusstsein einer Schicht bäuerlicher Patriarchen war im Spätmittelalter grundgelegt worden. Die Tiroler Landstände erhielten von den Habsburgern die Pflicht zur Selbstverteidigung des Landes sowie das Recht, militärisch nur zur Verteidigung ihres Landes aufgeboten zu werden (Landlibell 1511). In Teilen Tirols galt das auf germanisches Recht zurückgehende Anerbenrecht, d.h. dass nur ein Erbe – sehr häufig war das der älteste der Söhne einer Familie – den Hof übertragen bekam, um wirtschaftsfähige Einheiten zu erhalten (ab dem späten 18. Jahrhundert als „Geschlossener Hof“ bezeichnet). Das brachte die nicht erbenden Geschwister in eine Untergebenenposition. Sie schufteten zumeist als Dienstbot\_innen auf dem Hof des Bruders oder auf anderen Höfen. Die männlichen Hofbesitzer bestimmten die Geschicke der bäuerlichen Gemeinden, waren Anführer der militärischen Aufgebote der Dörfer und Täler, sie dominierten das im 19. Jahrhundert aufblühende Vereinsleben. Freie Bauern waren außerdem als Abgeordnete des Bauernstandes im Tiroler Landtag vertreten, dem politischen Gremium, das die Stände gegenüber den Landesherrn vertrat.

Bäuerliche Familien waren mehr oder weniger kinderreich. Familien, in denen nun kein Sohn geboren wurde, der als Hoferbe infrage kam, wohl aber ein oder mehrere Mädchen, zogen Mädchen für „Männerarbeiten“ heran. Mädchen prägten demgemäß Eigenschaften aus, die sonst Männer dieser Gesellschaft entwickelten. Dies war auch der Fall in kinderreichen Familien, in denen einige Töchter eher für die Arbeiten im Haus und ums Haus, andere für Arbeiten am Feld und im Wald sozialisiert wurden.

Interviewpartnerinnen für meine Oral History Forschung zu Geschlechter-, Generationen und Schichtverhältnissen in einem Tiroler Dorf während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts berichteten davon. Eine Interviewpartnerin, sie hatte einen Bruder mit Downsyndrom, der als Erbe nicht in Frage kam, ging von klein an mit ihrem Vater aufs Feld und verrichtete dieselben Arbeiten wie er. In der Schule raufte sie ganz gern. Sie bezeichnete sich selbst als Kind als „buabnorschtig“ (bubenartig). In ihrem späteren Leben, nachdem sie früh Witwe geworden war, ließ sie sich von einem wohlhabenderen Bauern die Vormundschaft über ihre Kinder nicht nehmen, schmiss ihn vielmehr hinaus, als er mit diesem Vorschlag bei ihr auftauchte. Eine weitere Interviewpartnerin, die eine Reihe von Geschwistern hatte und auf einem kleineren Bauernhof aufwuchs, auf dem die Existenzsicherung mit härtester Arbeit verbunden war, arbeitete am liebsten draußen. Eine ihrer Schwestern verrichtete Hausarbeiten, während sie aufs Feld oder auch mit ihrem Bruder in den Wald zum Holzfällen ging. Sie heiratete später einen Nebenerwerbskleinbauern, bestellte den Bauernhof, kümmerte sich um Haushalt und Kinder und ertrug, dass ihr Mann sich oft lieber im Wirtshaus betrank, als sich am Bauernhof zu betätigen. Er wurde ausfällig, wenn er

betrunken war, traute sich aber nicht, sie zu schlagen, weil er wusste, dass sie stärker war und zurück geschlagen hätte.

Die Interviews, die ich in Forschungen zu Arbeiterinnen sowie zu Menschen in einer bäuerlichen Umgebung in Tirol (20. Jahrhundert, Schwerpunkt dessen erste Hälfte) durchführte, lassen darauf schließen, dass Frauen in ihrer gesellschaftlich abgewerteten Position alle Arten von menschlichen Eigenschaften kultivierten, um die Existenzsicherung zu gewährleisten. Sie stellten zwar nicht infrage, Frau zu sein, fanden sich mehr oder weniger mit Frauen zugeschriebenen Einschränkungen ab. Aber sie kümmerten sich keinen Deut darum, ob für die Existenzsicherung der Familie vorteilhafte Eigenschaften und notwendige Tätigkeiten sowie Fähigkeiten männlich oder weiblich konnotiert waren (Schweighofer 1998).

### **Frauen leben als Männer und verbergen ihre ursprüngliche Identität**

Die Historiker\_innen Rudolf Dekker und Lotte van de Pol publizierten 1989 ihre Studie zu 119 Fällen von Geschlechtsrollenwechsel – zu Frauen, die als Männer lebten und ihr Auskommen fanden, etwa als Matrosen und Soldaten. Viele von ihnen heirateten Frauen. Oft wurde erst nach ihrem Tod entdeckt, dass sie weiblich waren (Schröter 2004, S. 146; Dekker/van de Pol 1990). Diese Menschen mussten das also verheimlichen und bei Aufdeckung drohte ihnen Strafe (etwa die Verbannung).

Angela Steidele ging dem Fall der Catharina Margaretha Linck alias Anastasius Langratinus Rosenstengel (Steidele 2004, zitiert nach einer Rezension von Michaela Fenske 2005) nach. Catharina Margaretha Linck wurde 1687 als Frau in die unteren Schichten der Gesellschaft geboren. Sie hatte aber das Glück in ein pietistisches Waisenhaus aufgenommen zu werden und dort eine Erziehung zu genießen, die ihr Zugang zu den handwerklichen Mittelschichten ihrer sächsischen Heimatstadt Halle eröffnete. Sie arbeitete als Magd, verließ Halle und schloss sich einer radikalpietistischen Gruppe an. Diese Gelegenheit nahm sie wahr, um ihren Geschlechtswechsel zu vollziehen – sich auf den neuen Namen taufen zu lassen und als Wanderprophet zu wirken. Schließlich wurde sie\_er Soldat. Sie\_er verbrachte einen Großteil ihres Lebens als Mann, genoss männliche Privilegien und die sexuellen Freiheiten eines Junggesellen, sie\_er heiratete, schlug sich auf der Wanderschaft gemeinsam mit und getrennt von ihrer\_seiner Frau durch, konvertierte zum Katholizismus, dann zum Protestantismus, lebte von Gelegenheitsarbeiten. Von ihrer\_seiner Schwiegermutter angezeigt, musste sie\_er schließlich nach einem Inquisitionsverfahren für ihre\_seine Verstöße gegen die Ordnung der Gesellschaft die Todesstrafe durch Enthauptung erleiden – obwohl die Richter, Kriminalräte und König Friedrich Wilhelm I. unsicher waren, wie diese Lebensführung zu bewerten sei.

*„Das Hauptproblem stellte in Lincks Fall die Bewertung ihrer sexuellen Praxis dar: War die gelebte Homosexualität als Unzucht unter Frauen zu bewerten und stellte sie damit ein mit der Todesstrafe zu ahnendes Delikt dar – wie konservative Vertreter meinten? Oder hatten die Stimmen Recht, die ein neues phallogenisches Konzept von Sexualität vertraten, demzufolge Frauen untereinander mangels Glied überhaupt keine Unzucht treiben konnten (ein zum Einsatz gekommener Leder-Dildo wurde von den Vertretern dieser Richtung nicht als gleichwertig beurteilt)?“ (Fenske 2005)*

## Geschworene Jungfrauen am südlichen Balkan

In verschiedenen Kulturen bzw. Gesellschaften hatten Frauen, die als Männer lebten, bzw. die zu Männern wurden, keine Strafen zu befürchten – vielmehr waren Transgender-Lebensweisen in der gesellschaftlichen Ordnung vorgesehen.

Susanne Schröter schreibt in ihrem Artikel „Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern aus ethnologischer Perspektive“, dass Geschlechtswechsel überwiegend von Mann zu Frau (Mann-zu-Frau-Wechsler) passierten (Schröter 2012). Geschworene Jungfrauen am südlichen Balkan, v.a. in Albanien, waren (sind – einige wenige gibt es noch) weiblichen Geschlechts, pflegten aber einen männlichen Habitus und wurden in dieser Rolle in ihrer Gesellschaft anerkannt. Sie führten männliche Namen, trugen männliche Kleidung und Haarschnitte, sie rauchten, tranken und befassten sich mit „männlichen“ Tätigkeiten wie etwa dem Pflügen, Holz Hacken, Heu Machen. Sie trugen Waffen, jagten und nahmen an kriegerischen Handlungen teil. Die geschworene Jungfrau war oft nicht das Ergebnis einer freien Wahl, sondern des Todes von Vater oder Bruder, also des vorgesehenen Erben des väterlichen Besitzes.

*„Der Hintergrund eines solchen sozialen Geschlechtswechsels ist die patriarchale albanische Gesellschaftsordnung, die auf einer strengen geschlechtlichen Arbeitsteilung und der Vorrangstellung des Mannes basiert. Da die Aufgaben im Haus und auf dem Feld geschlechtsspezifisch definiert werden, ist es für Frauen wie für Männer unmöglich, alleine zu leben. Wenn eine Frau fehlt, hilft jemand aus der Verwandtschaft aus, doch ein Mann lässt sich nicht so leicht ersetzen. Er muss die Familie nach außen vertreten, muss in Konflikten Stärke demonstrieren, die Ehre der weiblichen Mitglieder des Hauses verteidigen und Angriffe gegebenenfalls mit der Waffe in der Hand zurückschlagen. Interessanterweise verbindet man die maskulinen Qualitäten Stärke, Aggression, Mut und die Bereitschaft, im Kampf zu sterben, nicht mit einem spezifisch männlichen oder weiblichen Körper. So lange genügend Männer zur Verfügung stehen, ist es keine Frage, wer diese Aufgaben übernimmt, doch im Bedarfsfall traut man einer biologischen Frau durchaus zu, als vollwertiger Mann zu agieren.“ (Schröter 2012)*

Die geschworenen Jungfrauen waren aber keine wirklichen Männer, sie standen zwischen den Geschlechtern als eine besondere Gattung. Sie leisteten einen Schwur, niemals zu heiraten oder eine sexuelle Beziehung einzugehen. Unklar bleibt, ob lesbische Beziehungen erlaubt waren. Die geschworene Jungfrau war kein Ergebnis einer Revolte von Frauen gegen Zuschreibungen, sondern eine Lösung für Männermangel (Schröter 2012).

Gegenwärtig gibt es nicht mehr viele geschworene Jungfrauen in Albanien.

Boris Kalnoky lässt in einem Artikel in „Die Welt“ aus dem Jahr 1998 (im Unterschied zu Schröter) geschworene Jungfrauen zu Wort kommen, die diese Lebensform nach eigener Aussage freiwillig wählten, um den Beschränkungen zu entgehen, die Frauen zu gewärtigen haben. *„Die Mannfrauen Albaniens als so etwas wie Transvestiten zu betrachten wird ihnen nicht gerecht. Es sind Männer, die solche wurden, weil sie in einer Gesellschaft aufwuchsen, die nur Männern Freiheit lässt [sic]; und die manchen Mädchen erlaubt, ehrenvoll ein Mann im traditionellsten Sinne zu sein.“ (Kalnoky 1998)*

Als Ergebnis ihrer eigenen klaren Entscheidung in sehr jungen Jahren erklärten auch zwei interviewte eingeschworene Jungfrauen ihre Lebensweise in einer kurzen Dokumentation der Deutschen Welle (<https://www.youtube.com/watch?v=uSYLkY5Cazg>; letzter Zugriff 26.10.2015). Sie hatten als Kinder schon diesen klaren Wunsch, da sie frei sein, frei reden

wollten, was nur in Männerkleidung möglich war; einer der Interviewpartner hatte Haus und Hof übernommen und war jahrzehntelang Clanchef.

## Homosexuelle und transgender Lebensweisen von Männern und Frauen

### Two Spirits bei Native Americans

Dass Stämme von Native Americans ein drittes Geschlecht kennen, überlieferten koloniale Soldaten, Missionare, Siedler\_innen, Händler\_innen seit dem 16. Jahrhundert. Diese Weißen verwendeten dafür Worte wie Sodomiten, Mannweiber, Weibmänner. Im 19. Jahrhundert setzte sich der Sammelbegriff „berdache“ durch und indianische Aktivist\_innen griffen Ende des 20. Jahrhunderts den Begriff „two spirits“ auf (Schröter 2012). Derartiges ist auch von den Zuñi im Nordwesten der USA bekannt, die das Geistwesen Kolhamana, verehrten, das aus der Verbindung eines Geschwisterpaares entstanden sei. Es erinnerte an eine vorkulturelle Zeit, in der, so nahmen die Zuñi an, die Menschen noch vollkommene Wesen, sowohl Mann als auch Frau waren. Ilhamas waren seine Repräsentanten, Menschen, die weibliche und männliche Attribute in sich vereinigten. Im 20. Jahrhundert freundete sich die Ethnologin Mathilda Coxe Stephenson mit, We´wah, einer Ilhama, an. Letztere *„pendelte Zeit ihres Lebens zwischen den Geschlechtern, war einerseits Mitglied eines religiösen Männerbundes und beteiligte sich wie ein Krieger an gewaltsamen Auseinandersetzungen, trug andererseits Frauenkleidung und verrichtete weibliche Arbeiten. Nach ihrem/seinen Tod wurde sie/er mit Frauenkleidung und Männerhose beerdigt.“* (Schröter 2012)

In indianischen Gesellschaften ging es bei dem dritten Geschlecht nicht um die sexuelle Präferenz, sondern um die „Tätigkeitspräferenz“ – darum, dass die soziale Rolle des anderen Geschlechts angestrebt wurde, *die „Position im Arbeitsprozess und in der Familie, in der Politik und im Krieg.“* (ebd.)

Die Navajo nannten „nádleehe“ jemand, der\_die sich in ständigem Wandel befindet: Hermaphroditen (Urform) oder Menschen, die sich für ein ambivalentes Geschlecht entschieden (die vorgeben, nádleehe zu sein).

*„Thomas Wesley, Ethnologe an der University of Washington, beschreibt multiple Geschlechtersysteme bei Native American Cultures, etwa die Berdache oder die vier Geschlechter bei den Navajos: männlich, weiblich sowie männliche und weibliche Nadleehe, welche jeweils die Rolle des anderen Geschlechts übernehmen (Schröter 2002, Wesley & Jacobs 1999).“* (Schmitz 2006, S. 33)

Das dritte Geschlecht bestätigte die heterosexuelle Norm bei den nordamerikanischen Indianer\_innen, homosexuelle Kontakte waren laut Schröter verpönt bzw. zwischen Personen erlaubt, die gegengeschlechtlich identifiziert waren. Unter dem Einfluss der kolonisierenden Weißen abgewertet, erwachte das Interesse daran neu durch die panindianische Schwulen- und Lesbenbewegung.

Der Film „This is family“ (Landmark Media Incorporation 2009; kann bestellt werden über [http://www.landmarkmedia.com/videos\\_detail.asp?videokey=1465](http://www.landmarkmedia.com/videos_detail.asp?videokey=1465); letzter Zugriff

26.11.2015) dokumentiert in verschiedenen Episoden homosexuelle und transsexuelle Lebensweisen in den USA. In einer Episode wird die Hochzeit eines homosexuellen Paares vorbereitet, einer der Partner ist Native American. Kommentar und Interviewpartner führen aus, in der Blackfeet Tradition sei ein two-spirit jemand, der in zwei Welten lebt: *“He who*

*acts like a women and she who acts like a man. In the reservation people say every person is not complete unless they have a two-spirit person in their family.*“ Two spirits waren laut Filmkommentar heilig, fällten Entscheidungen und saßen im Rat. Krieger wollten mit ihnen schlafen, da ihnen eine besondere Kraft zugeschrieben wurde. Die Normalität, two spirit Kinder zu lassen wie sie sind, wurde durch die boarding schools unterbrochen, in die indianische Kinder gezwungen wurden. Die Lehrer\_innen fanden im Mädchenschlafsaal Mädchen mit Penis, denen von ihren Eltern erlaubt worden war, sich als Mädchen zu kleiden. Sie wurden nun gezwungen in den Jungenschlafsaal zu übersiedeln, sich wie Jungen anzuziehen und die Haare zu schneiden. Sie wurden gezwungen, als etwas zu leben, was sie nicht waren. Ein im Film interviewter Comanche Mediziner definiert two-spirits nicht als lesbisch, gay, bisexuell ..., „*they are just who they are.*“ Sie erfüllten eine spirituelle Aufgabe. Menschen seien so, wie der Schöpfer sie gemacht habe.

### **Muxe´s und Marimachas in Juchitán**

Die Soziologinnen Veronika Bennholdt-Thomsen, Cornelia Giebeler und Brigitte Holzer aus Deutschland untersuchten ein Jahr lang Geschlechterverhältnisse in Juchitán, einer Stadt im Süden Mexikos – in Zusammenarbeit mit der einheimischen Soziologin Marina Meneses (Bennholdt-Thomsen 1994, S. 13) und eine zeitlang verstärkt durch die Soziologin Christa Müller. Sie beschreiben in ihrem 1994 publizierten Buch „Juchitán – Stadt der Frauen“ eine frauenzentrierte Wirtschafts- und Gesellschaftsform, die dort Anfang der 1990er Jahre noch bestand. In Juchitán dominierten Frauen den Handel und eine das Zusammenleben strukturierende Ökonomie der Feste. Neben Männern und Frauen wurden Muxe´s als ein eigenes sozial akzeptiertes Geschlecht wahrgenommen – Menschen männlichen Phänotyps, die sich weiblich sozialisierten, die in dieser Gesellschaft teilweise eigene Tätigkeitsbereiche übernahmen und die mit Männern liiert, aber auch mit Frauen verheiratet sein und Kinder haben konnten (Bennholdt-Thomsen 1994, S. 192ff.).

Ein\_e Informant\_in gab an, dass es früher schwerer gewesen sei Muxe´ zu werden, dass die Eltern und die Öffentlichkeit Kinder sanktioniert hätten, die Anzeichen dafür zeigten. Währenddessen gäbe es heute (also Anfang der 1990er Jahre) sehr viele Muxe´. Bennholdt-Thomsen schrieb dazu:

*„Vielleicht ist Sidrals [der Informant; Anm. AS] Interpretation, daß [sic] es früher wesentlich schwieriger gewesen sei, Muxe´ zu werden, schlicht persönlich gefärbt. Er wurde von seiner Mutter häufig geschlagen, aber, so sagt er selbst, mit zwanzig Jahren war sein Platz als Muxe´ gesichert. Das entspricht meinen üblichen Informationen, daß [sic] das ‚coming out‘ schwierig war, daß [sic] aber danach eine soziale Rolle bereitstand. Richtiger wäre es vielleicht von Initiation zu sprechen: Dazu gehörte, daß [sic] die autoritären Eltern prüften, ob die Muxe´-Veranlagung des Sohnes tatsächlich vorhanden war. Wenn er dieser Prüfung standhielt, dann wurde sein Anderssein ohne weitere Sanktionen akzeptiert. Umgekehrt scheint es zur Selbstbestätigung der Muxe´s gehört zu haben, daß [sic] ihr Standhalten ein Beweis dafür war, daß [sic] sie als solchermaßen andere geboren worden waren. Sie sind allesamt stolz darauf, ihr ‚Geburtsrecht‘ gegen jede Art von Anfechtung verteidigt zu haben.“ (Bennholdt-Thomsen 1994, S. 199)*

Frauen, die sich mit Männern identifizierten und Frauen liebten, wurden in Juchitán „Marimachas“ genannt. Auch wenn in Juchitán das heterosexuelle Modell bevorzugt wurde

und gleichgeschlechtliche Modelle sich an diesem Muster orientierten, existierten in dieser Gesellschaft Identifikationsangebote, es erfolgte kein Ausschluss. *„Die Vorstellungen in Juchitán knüpfen an die traditionelle Konzeption des möglichen Geschlechtsübertritts an, die fast allen nordamerikanischen Völkern geläufig war, obwohl sie heute von europäisch-christlichen Einflüssen überlagert sind.“* (Müller 1994, S. 221).

### **Lady Boys in Thailand**

In Thailand bilden die Lady Boys eine Transgender community, die mit Diskriminierungen zu kämpfen hat, aber doch auch wieder soweit wahrgenommen wird, dass es beispielsweise an einer Highschool im ländlichen Norden eine dritte Toilette gibt, beschildert mit einer menschlichen Figur, die vertikal geteilt ist: Eine Seite trägt eine blaue Hose, die andere einen roten Rock. Diese Toilette wurde eingerichtet, als klar wurde, dass 10% der etwa 2.500 Student\_innen dieser Highschool transgender Menschen sind, auf thailändisch „kathoey“ genannt. Gemeint sind physiologisch männliche Menschen mit einem „weiblichen Herz“ – das können Menschen sein, die sich ab und zu weiblich kleiden, bis zu solchen, die sich umoperieren lassen. Sie sind ein sichtbarer Teil der Thai-Gesellschaft, überall anzutreffen an der Supermarktkasse, bei Behörden, im Fernsehen etc. Es besteht größere Toleranz als in westlichen Ländern. Allerdings gibt es auch das Vorurteil, dass kathoeyes am ehesten in Schönheitsjobs, Unterhaltungs- oder Sexindustrie zu erwarten sind (Beech 2008). Kathoeyes sind auch in Thailand rechtlich nicht abgesichert, geschweige den gleich gestellt, sie werden diskriminiert durch Ablehnung und Getratsche.

*„Trotzdem gibt es in Thailand nach Ojanens Schätzung bis zu 650.000 Kathoeyes. Bei knapp 65 Millionen Thailändern wäre das etwa jeder hundertste. Zum Vergleich: In Deutschland leben nach Schätzung der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität etwa 80 000 Transsexuelle, die Hälfte davon sind Frauen. Damit wäre unter 2.000 Einwohnern eine transsexuelle Frau – sehr viel weniger als in Thailand.“* (Dase 2011)

Im Westen wären diese Menschen vermutlich schwul, während Transsexualität in Thailand kulturell verankert sei. Die Selbstwahrnehmung, geschlechtlich anders zu sein als jeweils gesellschaftliche Normen es vorsehen, sucht sich Ausdrucksformen, die die jeweilige kulturelle Ordnung „hergibt“.

### **Travestis in Brasilien**

Travestis in Brasilien scheinen, laut Schröter, zunächst Homosexuelle mit einer weiblichen Identität zu sein. Sie verwandeln sich optisch jedoch tatsächlich in Frauen und finden, dass „richtige“ Männer heterosexuell seien. Deshalb versuchen sie mithilfe von Östrogen und Silikon Frauen ähnlich zu werden. Travestis stehen sozial und sexuell zwischen den Geschlechtern. Sie bezeichnen sich als bichas oder viados (Männer, die sich penetrieren lassen und dadurch ihre Männlichkeit verlieren). Homems hingegen sind Männer, die penetrieren, niemals eine passive Rolle beim Sex einnehmen, um ihren Status nicht zu gefährden. Viados können penetrieren oder penetriert werden. Sie lehnen eine Geschlechtsumwandlung ab, da sie nicht auf maskuline genitale Lust verzichten wollen, distanzieren sich von Transsexuellen, verstehen sich als Männer. Sie tragen aufreizende

weibliche Kleidung, schminken sich etc., um für homems attraktiv zu wirken. Sie verhalten sich im Sinne des Macho-Ideals: Ein attraktiver Geliebter ist Zeichen wirtschaftlichen Erfolgs. Haben sie als Prostituierte viados als Kunden, behandeln sie diese brutal und gewalttätig. Ihre Weiblichkeit reduziert sich auf den perfekten Körper. *„Nimmt man die Selbstinszenierung der travestis in der Gesamtheit ihrer physischen, sozialen, emotionalen und sexuellen Aspekte, so ergibt sich ein Bild, das in jeglicher Hinsicht auf einer Kombination weiblicher und männlicher Attribute beruht – eine perfekte intersexuelle Konstruktion.“* (Schröter 2012)

Für dritte und weitere Geschlechter als gesellschaftlich akzeptierte oder sogar anerkannte Lebensmöglichkeiten in diversen Kulturen gibt es noch mehr Beispiele (wie etwa Hijras in Indien und Pakistan, Schröter 2012; oder die zehn sozialen Geschlechter in der bolivianischen Kleinstadt Amarete, Rösing 2001).

Ethnologische und historische Literatur hält jede Menge Beschreibungen von Gesellschaften bereit, in denen die Geschlechterverhältnisse ganz und gar nicht denen entsprechen, die seit der Aufklärung in Europa entworfen und umgesetzt wurden. Selbstverständlich, naturgemäß, gottgewollt – wie auch immer Geschlechterverhältnisse universalisiert werden – sind sie jedenfalls nicht. Und dass Frauen ja wohl immer noch die Kinder kriegen, wird seit dem späteren 20. Jahrhundert ganz praktisch ausgerechnet durch die moderne Medizin in Frage gestellt – also den Fortschritt jener Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, die Frauen als von ihrer weiblichen Anatomie und Natur determinierte Wesen konstruierte mit der Gebärfähigkeit als Dreh- und Angelpunkt.

Ironie der Geschichte?

### **Noch ein paar Worte zum Schluss ...**

Der wortreichen Ausführungen wesentlicher Sinn: Wie eingangs angeführt wollte ich mit meinen Ausführungen dazu anregen, sich verunsichern zu lassen – davon, dass es nicht klar ist (sein könnte), was Mann und Frau ist, dass nicht eindeutig angenommen werden kann, dass es genau zwei Geschlechter gibt, also dass die Zweigeschlechtlichkeit sowie die damit verbundene heterosexuelle Beziehung einzig und allein gottgewollt, natürlich oder auch nur empirisch evident wäre.

Obwohl dieser Appell natürlich, wenn von Menschen des Psycho- und Körpertypus „soldatischer Mann“ oder „junger Mensch mit fundamentalen gesellschaftlichen und körperlichen Unsicherheiten“ (vgl. Theweleit) oder auch „sich mit psychischen/körperlichen/gesellschaftlichen Unsicherheiten bei Bewegungen wie Pegida aufgehoben Fühlenden“ vernommen, regelrecht kontraproduktiv wirken wird. Wie kann ich nur Leute, die sich in Formationen begeben, die ihre von Auseinanderdriften oder Fragmentieren bedrohten Körper/Psychen zusammenhalten sollen (oder die sich solche Formationen erfinden) dazu ermutigen, sich verunsichern zu lassen!? Da geht es ja nicht ums in einem halbwegs verbundenen Körper/einer halbwegs verbundenen Psyche gebettete Nachdenken, Analysieren, Verstehen, Ergründen. Es geht ums Schlagabtauschen von Argumentationen, die die vom Verschwimmen, Zerfallen, sich Auflösen bedrohten Psychen/Körpern zusammenhalten sollen – dabei ist das Wesentliche nicht das „Argument“,

sondern die Art und Weise, in der es geäußert wird. Als hermetisch abgeriegelte Tat-Sache, als Gewalt-Tat – alle anderen Denkweisen von vornherein als gegnerisch vorwegnehmend. Dennoch noch einmal hinein in den Nachdenk-, Analysemodus: Wozu braucht es eine gegenderte Sprache? Macht es nicht mehr Sinn – der Einfachheit halber – eine Form für alle möglichen Varianten zu nehmen?

Ich sehe das so: die geschlechtlich definierende Sprache verdeutlicht, was alles von Menschen kommt, gemacht, erschaffen, eingebracht wurde und wird, die Frauen sind oder die sich nicht als eindeutige Männer oder Frauen empfinden. Eines der Grundübel herrschaftlicher Macht oder überhaupt von bemächtigender Verfügung ist, dass unter den jeweiligen Leithammeln das subsumiert wird, was andere tun und produzieren; dass es unter deren Namen (und unter deren geschlechtlichem Selbstverständnis) erscheint. Das gilt z.B. für die Zuschreibung von Mammutleistungen an einzelne, herausragende Persönlichkeiten („Cäsar marschierte in Gallien ein“) wie auch für all die vielen Wissenschaftler, Literaten, Politiker, Wirtschaftstreibende ..., denen Frauen (und andere Männer\_) zur Verfügung standen zum Putzen, Kochen, Waschen, Tippen, Aufschreiben, Organisieren, Dinge Herstellen und Verkaufen, Inspirieren, Forschungsergebnisse Produzieren, Schreiben etc. etc. Es soll sprachlich ausdrückbar sein und damit wahrnehmbar und bewusst werden, wer tatsächlich was tut und schafft. Das gilt nicht nur im Geschlechterverhältnis, sondern auch im Verhältnis der sozialen Schichten und Bevölkerungen weltweit, für alle Arten von männlichen\_ weiblichen Über- und Untergebenen. Es ist gängige Praxis, dass „vom Leben Begünstigte“ (in die richtige Familie Geborene, in der richtigen Weltgegend Aufgewachsene, mit den entsprechenden Netzwerken Versehene) in ihrer Berufstätigkeit und in ihren sonstigen gesellschaftlichen und privaten Bezügen so positioniert (sprich: mit Zuarbeitenden umgeben) werden, dass sie fast nur erfolgreich sein können. Was mit der entsprechenden Enteignung der Zuarbeitenden korrespondiert.

In diesem Kontext steht eben auch das Geschlechterverhältnis als hierarchisch konstruiertes. Die deutsche Sprache bietet weibliche Formen an – bietet es also an, Menschen, die als Frauen wahrgenommen werden, sprachlich in Erscheinung treten zu lassen. Und wenn das nicht geht, besteht die Möglichkeit, Sprache entsprechend zu verändern – auch um geschlechtlich nicht in die Mann-Frau-Norm passende Menschen wörtlich sein zu lassen. Wer sprachlich nicht adäquat erscheint, verschwindet als Urheber\_in.

Unter der Sonne gibt es mehr als „Mann“ und „Frau“. Was wir als „Mann“ und „Frau“ wahrnehmen und verstehen, wie wir uns selbst als solche empfinden oder denken oder verhalten: das hat eine persönliche und gesellschaftliche Geschichte, das ist nicht unbedingt Biologie (was immer das auch sei).

Wenn angenommen wird, es gäbe etwas eindeutig Weibliches/Männliches und die Realität, die dem offenbar nicht entspricht, sei dann krank, degeneriert, naturwidrig, falsch, böse, landen wir in einem Differenz-Fundamentalismus. Alltägliche Auswüchse einer solchen Einstellung sind Diskriminierung und Mobbing. In letzter Konsequenz werden Menschen dafür, dass sie zweigeschlechtlichen und heterosexuellen Normen nicht entsprechen ausgeschlossen, gequält und sogar getötet.

Dass dies wohl mit Abspaltungen und psychotischen Dispositionen zu tun hat, habe ich ja angedeutet (bzw. mit in patriarchalen Gesellschaften standardmäßig produzierten psychisch/körperlichen Dispositionen).

Auf längere Sicht macht es persönlich und gesellschaftlich vielleicht glücklicher, sich der eigenen Spaltungen, Abspaltungen bewusst zu werden und sich als ganzes Wesen zu sammeln, als in vertrauten Spaltungen und Projektionen Bestätigung und Sicherheit zu

suchen – zumindest könnte das für nur durchschnittlich Verunsicherte so sein. Aber wie ist „nur durchschnittlich verunsichert“ und vor allem wie ist „glücklich“?

## Verwendete Literatur

Badinter, Elisabeth (1984): Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München: dtv

Becher, Ursula A. J./Rüsen, Jörn (Hg.) (1988): Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Beech, Hannah (2008): Where the ‚Ladyboys‘ are, in: Time. URL: <http://content.time.com/time/world/article/0,8599,1820633,00.html>; letzter Zugriff 26.10.2015

Bennholdt-Thomsen, Veronika/Mies, Maria/Werlhof, Claudia von (1983): Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Bennholdt-Thomsen, Veronika (Hg.) (1994): Juchitán – die Stadt der Frauen, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Bennholdt-Thomsen, Veronika (1994): Muxe´s, das dritte Geschlecht, in: Bennholdt-Thomsen, Veronika (Hg.): Juchitán – die Stadt der Frauen, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 192-214

Bergmann, Anna (1992): Die verhütete Sexualität. Die Anfänge der modernen Geburtenkontrolle, Hamburg: Rasch und Röhring

Bergmann, Anna (2004): Der entseelte Patient. Die moderne Medizin und der Tod, Berlin: Aufbau Verlag (aktualisierte Ausgabe 2015 im Franz Steiner Verlag)

Bock, Gisela (1991): Challenging Dichotomies: Perspectives on Women’s History, in: Offen, Karen/Pierson, Ruth/Rendall, Jane (Hg.): Writing Women’s History. International Perspectives, Basingstoke: Indiana University Press, S. 1-24

Bock, Gisela (2000): Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München: C.H. Beck

Böhme, Hartmut (1988): Geheime Macht im Schoß der Erde. Das Symbolfeld des Bergbaus zwischen Sozialgeschichte und Psychohistorie, in: Böhme, Hartmut: Natur und Subjekt, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 67-144

Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Braun, Christina von (1988): Nicht Ich. Logik Lüge Libido, Frankfurt a.M.: Neue Kritik

Braun, Christina von (1989): Die schamlose Schönheit des Vergangenen. Zum Verhältnis von Geschlecht und Geschichte, Frankfurt a.M.: Neue Kritik

- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Coler, Ricardo (2009): Das Paradies ist weiblich – Eine faszinierende Reise ins Matriarchat, Berlin: Kiepenheuer Verlag bei Aufbau
- Connell, Robert W (1998): Der gemachte Mann, Opladen: Leske + Budrich
- Cyrus, Hannelore (1998): Historische Akkuratessse und soziologische Phantasie. Eine Methodologie feministischer Forschung, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer
- Dase, Christiane (2011): Mann, Frau, Ladyboy, in: Frankfurter Rundschau. URL: <http://www.fr-online.de/panorama/geschlechterkonfusion-mann--frau--ladyboy,1472782,8726740.html>; letzter Zugriff 23.10.2015
- Davis, Natalie Zemon (1989): Frauen und Gesellschaft zu Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers, Frankfurt a.M.: Fischer
- Dekker, Rudolf/van de Pol, Lotte (1990): Frauen in Männerkleidung. Weibliche Transvestiten und ihre Geschichte, Berlin: Wagenbach
- Devereux, Georges (1992): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Dressen, Wolfgang (1982): Die pädagogische Maschine: zur Geschichte des industrialisierten Bewusstseins in Preussen/Deutschland, Frankfurt a.M.: Ullstein
- Duden, Barbara (1987): Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart: Klett-Cotta
- Eakin-Thimme, Gabriela Ann (2005): Geschichte im Exil. Deutschsprachige Historiker nach 1933 (= Forum Deutsche Geschichte; 8), München: Martin Meidenbauer
- Eliot, Lise (2010): Wie verschieden sind sie? Die Gehirnentwicklung bei Mädchen und Jungen, Berlin: Berlin Verlag
- Estés; Clarissa Pinkola (1992): Women who Run with the Wolves. Myth and Stories of the Wild Woman Archetype, New York: Ballantine Books
- Faludi, Susan (1995): Backlash. Die Männer schlagen zurück, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Faludi, Susan (2001): Männer. Das betrogene Geschlecht, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Fenkse, Michaela (2005): Rezension zu: Steidele, Angela (2004): In Männerkleidern. Das verwegene Leben der Catharina Margaretha Linck alias Anastasius Lagratinus Rosenstengel, hingerichtet 1721. Biografie und Dokumentation. Köln-Weimar-Wien: Böhlau Verlag, in: H-

Soz-Kult, 09.03.2005. URL: <http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-4541>; letzter Zugriff 21.10.2015

Forster, Edgar J. (2000): Einführung: Patriarchale Ordnungen, in: Bieringer, Ingo/Buchacher, Walter/Forster, Edgar J.: Männlichkeit und Gewalt. Konzepte für die Jungenarbeit, Opladen: Leske + Budrich, S. 127-129

Foucault, Michel (1977): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Fubel, Janine (2008): Eine kurze Erläuterung zu Thomas Laqueurs Körpermodellen und die Reaktion von Barbara Duden, Hausarbeit an der Philosophischen Fakultät III/Institut für Kulturwissenschaften, Seminar: Verkörpertes Geschlecht – Vergeschlechtlichte Körper: Zentrale TheoretikerInnen und Debatten an der Schnittstelle von Körper- und Geschlechtergeschichte, Berlin. URL: <https://genderini.files.wordpress.com/2009/01/janinefubel-eine-kurze-erlauterung-zu-thomas-laqueurs-korpermodellen-und-die-reaktion-von-barbara-duden1.pdf>; letzter Zugriff 26.10.2015

Geimer, Alexander (2013): Doing Gender, in: Gender Glossar. URL: <http://gender-glossar.de/de/glossar/item/6-doing-gender>; letzter Zugriff 26.10.2015

Gilligan, Carol (1995): Moralische Orientierung und moralische Entwicklung, in: Nunner-Winkler, Gertrud: Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik, München: dtv, S. 79-100

Gilmore, David D. (1993): Mythos Mann. Wie Männer gemacht werden. Rollen, Rituale, Leitbilder, München: dtv

Gimbutas, Marija (1982; 1974<sup>1</sup>): The Goddesses and Gods of Old Europa. Myths and Cult Images, Berkeley-Los Angeles-New York: University of Los Angeles Press

Gimbutas, Marija (1994): Das Ende Alteuropas: der Einfall von Steppennomaden aus Südrussland und die Indogermanisierung Mitteleuropas, Innsbruck: Verlag des Instituts für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck

Göttner-Abendroth, Heide (1980): Die Göttin und ihr Heros, München: Frauenoffensive

Göttner-Abendroth, Heide (1982): Die tanzende Göttin. Prinzipien einer matriarchalen Ästhetik, München: Frauenoffensive

Göttner-Abendroth, Heide (1988): Das Matriarchat I. Geschichte seiner Erforschung, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz: Kohlhammer

Harding, Sandra (1994): Das Geschlecht des Wissens. Frauen denken die Wissenschaft neu, Frankfurt a.M.-New York: Campus

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze, Werner (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart: Klett, S. 367-393

Hausen, Karin/Wunder, Heide (Hg.) (1992): Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, Frankfurt-New York: Campus

Heidegger, Maria (1999): Soziale Dramen und Beziehungen im Dorf. Das Gericht Laudegg in der frühen Neuzeit – eine historische Ethnographie, Innsbruck: Studienverlag

Heinsohn, Kirsten/Kemper, Claudia (2012): Geschlechtergeschichte, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 04.12.2012. URL: <https://docupedia.de/zg/Geschlechtergeschichte>; letzter Zugriff 22.10.2015

Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Honegger, Claudia/Heintz, Bettina (1984): Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen, Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt

Joris, Elisabeth/Witzig, Heide (1992): Brave Frauen, aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820-1940), Zürich: Chronos

Kalis, A.J./Karg, S./Meurers-Balke, J./Teunissen-van Oorschot, H. (2008): Menschen und Vegetation am Unteren Niederrhein während der Eisen- und Römerzeit, in: Landschaftsverband Rheinland (Hg.): Colonia Ulpia Traiana. Xanten und sein Umland in römischer Zeit, Mainz: Verlag Philipp von Zabern, S. 31-48

Kalnoky, Boris (1998): Die selbstgewählte Freiheit der albanischen Mannfrauen. Eine patriarchalisch strukturierte Gesellschaft gibt Mädchen eine Chance, die lieber Jungen sein wollen, in: Die Welt. URL: <http://www.welt.de/print-welt/article630016/Die-selbstgewaehlte-Freiheit-der-albanischen-Mannfrauen.html>; letzter Zugriff 21.9.2015

Kelly-Gadol, Joan (1977): Did Women have a Renaissance?, in: Bridenthai, Renata/Koonz, Claudia (Hg.): Becoming Visible: Women in European History, Boston: Houghton Mifflin Co. URL: <http://domin.dom.edu/faculty/dperry/hist275medieval/Did%20Women%20Have%20a%20Renaissance.doc>; letzter Zugriff 22.10.2015

Klostermann, Josef (2008): Umwelt und Klima Xantens in römischer Zeit, in: Landschaftsverband Rheinland (Hg.): Colonia Ulpia Traiana. Xanten und sein Umland in römischer Zeit, Mainz: Verlag Philipp von Zabern, S. 21-30

Kucklick, Christoph (2008): Das unmoralische Geschlecht. Zur Geburt der negativen Andrologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Kuhn, Annette (1983): Das Geschlecht – eine historische Kategorie? Gedanken zu einem aus der neueren Geschichtswissenschaft verdrängten Begriff, in: Kuhn, Annette/Rüsen, Jörn: Frauen in der Geschichte, Bd. IV., Düsseldorf: Schwann

Landmark Media (Hg.) (2009): We are family, Film. URL, um den Film zu erwerben: [http://www.landmarkmedia.com/videos\\_detail.asp?videokey=1465](http://www.landmarkmedia.com/videos_detail.asp?videokey=1465); letzter Zugriff 26.10.2015.

Laqueur, Thomas (1990): Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud, Harvard: Harvard University Press

Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Eine Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt a.M.-New York: Campus

Le Roy Ladurie, Emmanuel (1980): Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor, Berlin: Propyläen

Lenz, Ilse/Luig, Ute (Hg.) (1990): Frauenmacht ohne Herrschaft. Geschlechterverhältnisse in nichtpatriarchalen Gesellschaften, Berlin: Orlanda Frauenverlag

Lenz, Hans Joachim (2000): ... und wo bleibt die Solidarität mit den gedemütigten Geschlechtsgenossen? Über Männer, ihre Wunden und Tabus in den Helferberufen, in: Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien (Hg.): Sexuelle Misshandlung – Buben als Opfer. Die Ohnmacht und das starke Geschlecht. Zusammenfassung der Tagung vom 11./12. September 2000 in der Arbeitskammer Wien, Wien, S. 43-53 [Diese Tagung wurde vom Kinderschutzzentrum „die Möwe“ organisiert]

Lempert, Joachim/Oelemann, Burkhard (1994): „... dann habe ich zugeschlagen.“ Männer Gewalt gegen Frauen, Hamburg: Konkret-Literatur-Verlag

Lerner, Gerda (1984): Eine feministische Theorie der Historie, in: Bechtel, Beatrix (Hg.): Die ungeschriebene Geschichte. Historische Frauenforschung, Dokumentation des 5. Historikerinnentreffens in Wien, Wien: Wiener Frauenverlag, S. 404-412

Lerner, Gerda (1991): Die Entstehung des Patriarchats, Frankfurt a.M.-New York: Campus

Lerner, Gerda (1993): Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Vom Mittelalter bis zur Ersten Frauenbewegung, Frankfurt a.M.-New York: Campus

Libreria delle donne di Milano (1988): Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis, Berlin: Orlanda Frauenverlag

Löchel, Rolf (2009): Schweinehund und Lichtgestalt. Christoph Kucklick provoziert in seinem Buch „Das unmoralische Geschlecht“ mit einer Genealogie der „Herrschaft des antimaskulinen Ressentiments“, in: literaturkritik.de. Rezensionenforum. URL: [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=13090&ausgabe=200906](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=13090&ausgabe=200906); letzter Zugriff 23.10.2015

- Matthews, Caitlín (1992): *Sophia Goddess of Wisdom. The Devine Feminine from Black Goddess to World-Soul*, London: The Aquarian Press
- Mausse, Lloyd de (1974): *The Evolution of Childhood*, in: *History of Childhood Quarterly: The Journal of Psychohistory*, Nr.1 (4)/1974, S. 503-575
- Meier-Seethaler, Carola (1992): *Ursprünge und Befreiungen. Die sexistischen Wurzeln der Kultur*, Frankfurt a.M.: Fischer
- Meier-Seethaler, Carola (1994): *Von der göttlichen Löwin zum Wahrzeichen männlicher Macht. Ursprung und Wandel großer Symbole*, Freiburg: Kreuz
- Merchant, Carolyn (1987): *Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*, München: C.H. Beck
- Meyer, Heinz (1980): *Frau-Sein. Genetische Disposition und gesellschaftliche Prägung*, Opladen: Westdeutscher Verlag
- Mies, Maria (1982): *The Lace Makers of Narsapur: Indian Housewives in the Worldmarket*, London: ZED Press
- Mosse, George L. (1996): *The Image of Man. The Creation of Modern Masculinity*, New York-Oxford: Oxford University Press
- Müller, Christa (1994): *Frauenliebe in einer frauenzentrierten Gesellschaft*, in: Bennholdt-Thomsen, Veronika (Hg.): *Juchitán – die Stadt der Frauen*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 214-228
- Newmark, Catherine (2015): *Aus Angst vor einem anderen Leben. Die akademischen Gender Studies werden polemisch als Ideologie beschimpft – mit breitenwirksamem Erfolg. Haben wir Emanzipierten einen großen Fehler gemacht?* In: *Die Zeit online. Kultur*, 17. Juli 2015. URL: <http://www.zeit.de/kultur/2015-07/gender-studies-feminismus-10nach8/komplettansicht>, letzter Zugriff 26.10.2015
- Nunner-Winkler, Gertrud (1995): *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*, München: dtv
- Nußbaumer, Josef (2000): *Vergessene Zeiten in Tirol. Lesebuch zur Hungergeschichte einer europäischen Region*, Innsbruck-Wien-München: Studienverlag
- Oelemann, Burkhard (2007): *Geschichte [von „Männer gegen Männergewalt“ und der „Gewaltberatung“; Anm. AS]*. URL: <http://www.gewalt-beratung.de/geschichte/>; letzter Zugriff 26.10.2015
- Perrot, Michele (Hg.) (1989): *Geschlecht und Geschichte. Ist eine weibliche Geschichtsschreibung möglich?* Frankfurt a.M.: Fischer

Reifgerste, Maurice Robert (2015): Transsexualität. Bachelorarbeit zur Abschlussprüfung an der Hochschule Darmstadt, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Soziale Arbeit, veröffentlicht unter den socialnet Materialien, Publikationsdatum: 29.09.2015. URL: <http://www.socialnet.de/materialien/26409.php>; letzter Zugriff 5.11.2015

Reith, Reinhold (1999): Lohn und Leistung. Lohnformen im Gewerbe 1450-1900, Stuttgart: Franz Steiner Verlag

Renggli, Franz (1992): Selbstzerstörung aus Verlassenheit. Die Pest als Ausbruch einer Massenpsychose im Mittelalter. Zur Geschichte der frühen Mutter-Kind-Beziehung, Hamburg: Rasch und Röhring

Renggli, Franz (2001): Der Ursprung der Angst. Antike Mythen und das Trauma der Geburt, Düsseldorf-Zürich: Walter

Rivera Garretas, María-Milagros (1994): Orte und Worte von Frauen, Wien: Milena Frauenverlag

Roper, Lyndal (1992): Männlichkeit und männliche Ehre, in: Hausen, Karin/Wunder, Heide (Hg.): Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt a.M.-New York: Campus, S. 154-172

Roper Lyndal (1995): Ödipus und der Teufel. Körper und Psyche in der Frühen Neuzeit, Frankfurt a.M.: Fischer

Rosaldo, Michelle Zimbalist (1974): A Theoretical Overview, in: Rosaldo, Michelle (Hg.): Women, Culture and Society, Stanford: Stanford University Press, S. 17-41

Rosaldo, Michelle Zimbalist (1980): The Use and Abuse of Anthropology, in Signs (Journal of Women in Culture and Society), 5/1980, S. 389-417

Rosaldo, Renato (1993): Culture and Truth. The Remaking of Social Analysis, Boston: Beacon Press

Rösing, Ina (2001): Religion, Ritual und Alltag in den Anden. Die zehn Geschlechter von Amarete, Bolivien, Berlin: Reimer

Saurer, Edith (1990): „Bewahrerinnen der Zucht und der Sittlichkeit“. Gebetbücher für Frauen – Frauen in Gebetbüchern, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Nr. 1/1990, S. 37–58

Schmale:, Wolfgang (2003). Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450 – 2000), Wien-Köln-Weimar: Böhlau

Schmitz, Sigrid (2006): Geschlechtergrenzen. Geschlechtsentwicklung, Intersex und Transsex im Spannungsfeld zwischen biologischer Determination und kultureller Konstruktion, in: Smilla, Ebeling/Schmitz, Sigrid (Hg.): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

- Schönwälder, Karen (1992): Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus (= Historische Studien. Bd. 9), Frankfurt a.M.: Campus
- Schulze, Winfried (1993): Die deutsche Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus: Deprimierende Willfähigkeit, in: zeit online kultur, 5.3.1993. URL: <http://www.zeit.de/1993/10/deprimierende-willfaehrigkeit>; letzter Zugriff 26.10.2015
- Schröter, Susanne (2004): Female masculinity – ein neues Phänomen des gender bender?, in: Rohr, Elisabeth/Schuster, Nina (Hg.): Körper und Identität. Sulzbach im Taunus: Ulrike Helmer, S. 144-160.
- Schröter, Susanne (2012): Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern aus ethnologischer Sicht, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Aus Politik und Zeitgeschichte (APZU 20-21/2012). Geschlechtsidentität. URL: <http://www.bpb.de/apuz/135446/grenzverlaeuft-zwischen-den-geschlechtern-aus-ethnologischer-perspektive>; letzter Zugriff 26.10.2015
- Schweighofer, Annemarie (1998): Axamer Dorfleut'. Geschlechter – Generationen – Schichten: eine regionale Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, Innsbruck-Wien: Studienverlag
- Schweighofer-Brauer, Annemarie (2014): Intersektionalität, intersektionale Gewaltprävention in der Jugendarbeit. URL: <http://www.fbi.or.at/download/2014-asb-intersek.pdf>; letzter Zugriff 26.10.2015
- Scott, Joan W. (1986): Gender: A Useful Category of Historical Analysis, in: The American Historical Review, Vol. 91, Nr. 5/Dez. 1986, S. 1053-1075
- Steidele, Angela (2004): In Männerkleidern. Das verwegene Leben der Catharina Margaretha Linck alias Anastasius Lagratinus Rosenstengel, hingerichtet 1721. Biografie und Dokumentation. Köln-Weimar-Wien: Böhlau
- Stevens, Henriette/Schweighofer, Annemarie (1989): Arbeitsleben – Lebensarbeit, in: Kammer für Arbeiter und Angestellte für Tirol (Hg.): Erlebte Geschichte. Ein Projekt der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Tirol, Bericht vom Februar 1989, Innsbruck, S. 62-101
- Stevens, Henriette (1991): Es gibt keine Wahrheit zwischen unseren Lippen oder Sexuelle Differenz: Theorie und Praxis, in: 9. Rundbrief der Österreichischen Historikerinnen, 5. Jahrgang, Innsbruck, S. 70-84
- Theweleit, Klaus (1980a): Männerphantasien 1. Frauen, fluten, körper, geschichte, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Theweleit, Klaus (1980b): Männerphantasien 2. Männerkörper – zur psychoanalyse des weißen terrors, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Theweleit, Klaus (1988): buch der könige. Orpheus und eurydike, Frankfurt a.M.: Stroemfeld

Theweleit, Klaus (2015): Das Lachen der Täter: Breivik u.a. Psychogramm der Tötungslust, Salzburg-Wien: Residenz Verlag

Verdier, Yvonne (1982): Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf, Stuttgart: Klett-Cotta

Voss, Heinz-Jürgen (2011): Geschlecht. Wider die Natürlichkeit, Stuttgart: Schmetterling

Weininger, Otto (1980; ): Geschlecht und Charakter, München: Matthes&Seitz

Werlhof, Claudia von (1985): Wenn die Bauern wiederkommen. Frauen, Arbeit und Agrobusiness in Venezuela, Bremen: Edition CON

West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender, in Gender & Society, Vo. 1, Nr. 2/1987, S. 125-151

Zigsem, Vera (2008): Der Himmel ist mein, die Erde ist mein ... Göttinnen großer Kulturen im Wandel der Zeiten, Schalksmühle: Pomaka-Brand

[https://de.wikipedia.org/wiki/Patriotische\\_Europ%C3%A4er\\_gegen\\_die\\_Islamisierung\\_des\\_Abendlandes](https://de.wikipedia.org/wiki/Patriotische_Europ%C3%A4er_gegen_die_Islamisierung_des_Abendlandes)

[http://www.deutschlandfunk.de/maennlich-weiblich-anders.1148.de.html?dram:article\\_id=211349](http://www.deutschlandfunk.de/maennlich-weiblich-anders.1148.de.html?dram:article_id=211349)

<http://www1.wdr.de/daserste/hartaberfair/videos/videoniedermitdenampelmaennchendeutschlandimgleichheitswahn102.html>

[http://www.frauenwissen.at/frauenleben\\_mittelalter.php](http://www.frauenwissen.at/frauenleben_mittelalter.php)

<http://de.wikipedia.org/wiki/Queer-Theorie>

[http://www.deutschlandfunk.de/duerre-fuehrt-zum-tod-einer-sprache.676.de.html?dram:article\\_id=230003;](http://www.deutschlandfunk.de/duerre-fuehrt-zum-tod-einer-sprache.676.de.html?dram:article_id=230003;)

<http://www.nytimes.com/1993/08/24/science/collapse-of-earliest-known-empire-is-linked-to-long-harsh-drought.html>

[https://de.wikipedia.org/wiki/Augustinus\\_von\\_Hippo](https://de.wikipedia.org/wiki/Augustinus_von_Hippo)

<https://de.wikipedia.org/wiki/Ketzer>

[http://www.andersundgleich-nrw.de/images/Fibel\\_der\\_vielen\\_kleinen\\_Unterschiede.pdf](http://www.andersundgleich-nrw.de/images/Fibel_der_vielen_kleinen_Unterschiede.pdf)